1,90 DM / Band 627

Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-

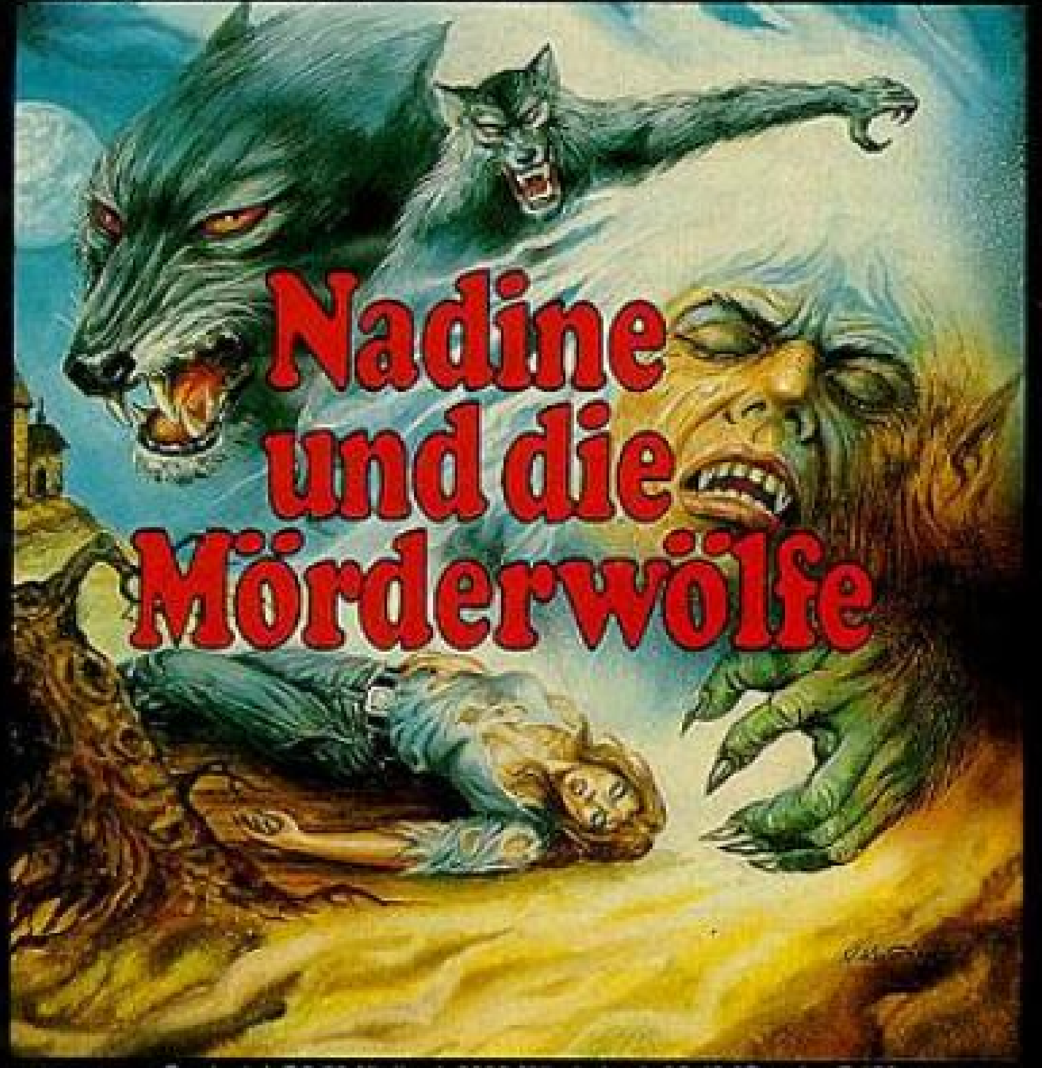
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Nadine und die Mörderwölfe

John Sinclair Nr. 627

von Jason Dark

erschienen am 10.07.1990

Titelbild von Nicolai Lutohin

Sinclair Crew

Nadine und die Mörderwölfe

Mitternacht – Geisterstunde!

Ein alter Begriff, abgehalftert, oft genug belächelt und trotzdem noch immer gültig.

Denn genau um Mitternacht schreckte Johnny Conolly aus tiefem Schlaf in die Höhe, schweißnaß im Gesicht, die Augen schockgeweitet, heftig atmend.

Obwohl er kein kleiner Junge mehr war, schrie er wie ein Kind!

Zur gleichen Zeit an einem anderen Ort in der Millionenstadt London. Ein Hochhaus, ein Wohnsilo, die Fassade ein Muster aus zahlreichen Vierecken, den Fenstern. Nur hinter wenigen brannte noch Licht, die meisten Bewohner dieses Hauses lagen bereits vor Mitternacht in den Betten.

Hinter einem Fensterausschnitt zeichnete sich die Gestalt eines Mannes ab. Er stand nahe der Scheibe, damit er auch hinausschauen konnte. Der Mann rührte sich kaum, er wirkte wie eine Statue, obwohl er innerlich aufgewühlt war.

Dieser Mann war ich!

Ich stand nicht grundlos am Fenster, die Hände dabei in den Hosentaschen, und schaute in die Dunkelheit hinein. Die Nacht paßte mir nicht, sie gehörte zu denen mit einer inneren Botschaft, die gefährlich werden konnten.

Eine Nacht, in der etwas passierte, die ihre Signale ausschickte, die von manchen Menschen aufgefangen wurden.

Suko, dessen Apartment neben dem meinen lag, hatte damit keine Probleme, wie er mir gegenüber zugegeben hatte. Der Tag hatte ihn geschlaucht, er war müde, ich hätte es auch sein müssen und konnte einfach nicht schlafen, obwohl ich mich bemüht hatte.

Also war ich wieder aufgestanden, in meinen Wohnraum gegangen, schaute aus dem Fenster und wartete eigentlich darauf, daß etwas in meiner Umgebung passierte.

Wir hatten März. Der Frühlingsmonat hatte Sturm, Regen und Schnee geschickt und uns Temperaturschwankungen beschert, die auch Gesunde ihren Körper spüren ließen.

Weshalb konnte ich nicht schlafen? Was hielt mich wach und unter dieser bohrenden Unruhe? Ich kam mir vor wie jemand, der auf ein bestimmtes Ereignis wartet, aber nicht weiß, was es ist und sich überraschen lassen will.

Dabei hätte ich etwas Ruhe gut gebrauchen können, denn die letzten Wochen waren schlimm gewesen. Da brauchte ich nur an meinen magischen Alterungsprozeß zu denken und auch daran, wie es überhaupt möglich gewesen war, daß dieser Prozeß wieder rückgängig gemacht wurde.

Nadine Berger, die Wölfin, hatte sich geopfert, praktisch zum Tausch, denn sie war durch das gewaltige Maul in den Schädel des Riesen Brân gegangen und verschwunden.

Ich war wieder normal geworden und hatte diesen Preis - Nadine Berger - akzeptieren müssen.

Das war schlimm gewesen.

Weniger für mich als für meine Freunde. Ich wußte ja, wie die Conollys an der Wölfin gehangen hatten, besonders Johnny, jüngster Sproß der Familie. Für ihn war Nadine die große Beschützerin

gewesen. Sie war die Wölfin mit der Seele eines Menschen. Johnny und sie verstanden sich, auch ohne daß sie miteinander sprachen.

Jetzt gab es Nadine nicht mehr, Johnny war allein, abgesehen von seinen Eltern, die sich um ihn sorgten, aber ich konnte dem Jungen kaum vor die Augen treten. Wenn ich ihn sah, drängten sich gleichzeitig wieder die Vorwürfe hoch.

Es war nicht einfach für mich, das Richtige zu tun. Zudem konnte ich mich nicht intensiv um eine Rückkehr der Wölfin kümmern, weil auch andere Probleme anlagen. So hatte Mallmann vor kurzem als Dracula II wieder zugeschlagen, und ich konnte es eigentlich Jane Collins verdanken, daß ich noch lebte.

Nadine, die Wölfin mit der menschlichen Seele, geisterte durch meine Gedanken. Ich fragte mich, wie es ihr ergangen sein mochte, wo sie wohl steckte, und ich dachte auch daran, daß sie eigentlich unter ihrem Zustand stark gelitten hatte.

Sie wollte wieder zurück in ihren Körper, den es trotz allem noch gab. Wo, das war die Frage. Ihre Seele steckte im Körper eines Wolfes. Jahrelang hatte sie darunter gelitten, aber die Hoffnung nie aufgegeben, es ändern zu können.

War jetzt die Chance gekommen?

Ich beugte mich vor und berührte mit der Stirn die kühle Scheibe.

Der Atem beschlug das Glas, ich dachte nach, weshalb die Unruhe in mir steckte.

Lag es nur am Wetter?

Ich hatte keine Ahnung, jedenfalls drehten sich meine Gedanken immer nur um Nadine. Sie war diejenige Person, um die es ging. Ob mit oder ohne Grund, das war mir nicht bekannt, aber die Intensität der Erinnerungen war doch erstaunlich.

Da mußte einfach etwas passieren. Es hatte keinen Sinn für mich, weiterhin in die Dunkelheit zu schauen, ich drehte mich ab und ging mit schleppenden Schritten durch meinen Wohnraum.

Der neue Tag war bereits zwei Minuten alt, bis jetzt hatte er mir nur eine innere Unruhe gebracht.

Der erste Freitag im März, das erste Wochenende des Frühlingsmonats. Vielleicht hätte ich mich darauf freuen sollen, ich konnte es nicht, meine Gedanken waren einfach zu angespannt.

Weshalb floß mir denn der Schauer über den Rücken? Warum hatte ich das Gefühl, gerade jetzt aufbleiben zu müssen, um mir die nächsten Stunden womöglich um die Ohren zu schlagen.

Wenn bei einem Theaterstück auf der Bühne nichts passiert und die Dialoge einschlafen, dann klingelt meistens das Telefon. Daran mußte ich denken, als sich auch mein Apparat meldete. Das Klingeln vernahm ich in der Stille überlaut.

Ich nahm erst beim vierten Läuten ab und meldete mich nicht

einmal, sondern wartete ab, was mir der Anrufer mitzuteilen hatte.

Ein atemähnliches Geräusch drang an meine Ohren, schon mehr ein Fauchen, was natürlich mein Mißtrauen weckte und mich starr auf meinem Platz sitzenließ.

»Wer ist da?«

Das Lachen einer Frauenstimme erreichte mich. Hell, sanft und wissend zugleich. »Du solltest mich eigentlich kennen, John Sinclair. Sehr gut sogar.«

Ich lauschte dem Klang der Stimme nach. Gehörte sie zu den mir nahestehenden weiblichen Personen. Jedenfalls war es nicht Jane Collins oder Glenda Perkins, die zu dieser Stunde ein Gespräch mit mir wollten. »Tut mir leid, Mrs. Unbekannt, im Moment bin ich einfach überfragt. Ich weiß nicht, wer Sie sind.«

»Denke nach.«

»Das mache ich. Anscheinend bin ich älter geworden. Ich kann damit nichts anfangen.«

Diesmal lachte sie vor ihrer Antwort. »Dann will ich es dir sagen, Sinclair.«

»Bitte.«

»Morgana!«

Ich saß augenblicklich steif da und hielt ebenso steif den Hörer umklammert.

Morgana Layton – eine Königin unter den Werwölfen. Eine direkte Dienerin des obersten Werwolfs, der mit Namen Fenris hieß. Fenris, der Götterwolf.

Er und Morgana Layton waren die Personen, die ein Karussell des Grauens in Gang setzen konnten, wenn sie es wollten. Lange war es ruhig um sie gewesen, ich hatte sowieso mit Werwölfen in der letzten Zeit nicht viel im Sinn gehabt, abgesehen von dem schrecklichen Werwolf-Begräbnis, das man mir hatte angedeihen wollen.

Jetzt waren sie wieder da. Welchen Grund Morgana Layton hatte, sich mit mir in Verbindung zu setzen, lag auf der Hand.

Es konnte sich nur um Nadine Berger handeln. Mein Gefühl, meine Ahnungen hatten mich also nicht getrogen. Im Unsichtbaren hatte sich etwas zusammengebraut, bei dem Nadine, die Wölfin mit der menschlichen Seele, eine Hauptrolle spielte.

Durch einen tiefen Atemzug schaffte ich es, wieder ruhiger zu werden und konzentrierte mich auf die Anruferin. »Okay, Morgana, ich habe dich in der Leitung. Du hast mich angerufen, also willst du etwas von mir. Dich vielleicht dafür bedanken, daß ich dich bei unserem ersten Zusammentreffen am Leben gelassen habe, anstatt dich mit einer geweihten Silberkugel zu vernichten.«

Da lachte sie. »Daran hast du noch zu knacken?«

»Das gebe ich zu. Nur wenige Dinge in meinem Leben habe ich

dermaßen bereut wie diese Nichttat.«

»Daran ist nichts zu ändern. Es gibt mich, es gibt dich – noch«, fügte sie hinzu, »und ich bin sicher, daß es mich länger geben wird als dich, Sinclair.«

»Mag sein, Morgana, aber komm zur Sache. Was willst du von mir? Nur ein mitternächtliches Plauderstündchen oder mehr?«

»Kannst du dir den Grund nicht vorstellen?«

»Nadine Berger!«

»Richtig, Sinclair, es geht um sie. Um deine Freundin Nadine, um die Wölfin, die so lange auf eurer Seite gestanden hat und die immer wieder versuchte, ihre alte Gestalt zurückzufinden.«

»Was ist mit ihr?«

»Könnte denn etwas mit ihr sein?«

»Red schon, sonst lege ich auf.«

»Es kann sein, daß sie deine Hilfe braucht, Sinclair. Du solltest ihr helfen. Schließlich hat sie sich für dich geopfert. Ich an deiner Stelle würde nicht so lange zögern, sonst ist alles zu spät.«

»Was meinst du genau?«

»Das überlasse ich dir, Sinclair. Wie gesagt, zögere nicht zu lange, es könnte ihr Schaden sein.«

»Verdammt noch mal, was soll ich tun?«

»Mit offenen Augen durch die Welt gehen. Es wird Hinweise und Spuren geben, John. Nadine ist im Moment völlig von der Rolle. Möglicherweise hat sie etwas Falsches getan.«

Natürlich wollte ich nachhaken, aber Morgana Layton hatte die Verbindung unterbrochen.

Auch ich legte den Hörer auf und merkte erst jetzt, wie stark ich schwitzte. Das Gespräch hatte mich stark mitgenommen, innerlich aufgewühlt. Es würde lange dauern, bis ich es verdaut hatte.

Weshalb hatte mich Morgana Layton angerufen? Nur um mich zu unterrichten oder mir zu zeigen, wie out ich war, weil andere die Regie übernommen hatten?

Ich stand auf, holte meine Zigaretten und zündete mir ein Stäbchen an.

Es war das erste in den letzten vierundzwanzig Stunden. So ganz schaffte ich es nicht, von den Glimmstengeln loszukommen. Die Stirn hatte ich in Falten gelegt, ich schaute gegen den Fußboden, ließ den Rauch durch die Nasenlöcher ausströmen und dachte über den Anruf nach. Zu negativ durfte ich ihn auch nicht sehen. Morgana Layton hatte so geklungen, als wäre noch alles im Aufbau begriffen.

Daß sie Jagd auf Nadine Berger machen würde, stand für mich fest.

Zusammen mit Fenris war sie mächtig genug, um es auch zu schaffen. Sie wollten verhindern, daß Nadine wieder ihre menschliche Gestalt bekam. Es wäre sonst einer schwarzmagischen Niederlage

gleichgekommen.

Suko wußte natürlich von meinen Problemen. Obwohl es eine unchristliche Zeit war, wählte ich die Nummer meines Freundes nebenan und hörte schon sehr bald seine brummige Stimme.

»Ich bin es.«

»Nein!«

»Doch.«

»Was ist los?«

Suko bekam von mir einen knappen Bericht. Bereits nach den ersten Sätzen war er hellwach. »Da läuft doch etwas, John. Jemand hat etwas vorbereitet, in das wir hineingeraten.«

»Stimmt – und es hängt mit Nadine Bergers Verschwinden zusammen. Das kann den Werwölfen nicht gepaßt haben. Ich nehme an, daß sie versuchen werden, Nadine endgültig zu vernichten. Sie können es nicht zulassen, daß sie wieder die menschliche Gestalt bekommt. Nadine hat einfach zu tief in die Magie der Wölfe hineingerochen.«

»Du rechnest damit, daß sie auf der direkten Abschußliste steht, John?«

»Richtig.«

»Dann müßten wir ihr helfen.«

»Klar. Fragt sich nur, wie wir das anstellen sollen.«

Suko dachte nach, ohne eine konkrete Antwort zu geben. Dafür drohte er mir seinen sofortigen Besuch an. Nicht einmal eine Minute später war er bei mir. Er trug einen grauen Jogginganzug mit roten Streifen an der Seite, schnüffelte und beschwerte sich darüber, daß ich eine Zigarette geraucht hatte.

Ich setzte mich und winkte ab. »Ich habe andere Probleme, denn ich fühle mich ihr gegenüber schuldig. Sie hat sich für mich gewissermaßen geopfert. Nadine ist es gewesen, die in das Maul des Riesen stieg und einfach verschwand.«

»Wohin?«

Ich hob die Schultern. »Avalon, Suko. Sie wird diesen See durchqueren, diesen Kessel, damit es dort zu einer erneuten Vereinigung ihres normalen Körpers mit der Seele kommt.«

Mein Freund nickte, bevor er meinte: »Gesetzt den Fall, du hast recht, John, was geschieht danach?«

»Bin ich Hellseher?«

»Leider nein. Wir sollten uns nur darüber im klaren, sein, daß es die andere Seite Nadine nicht so einfach machen wird. Ich frage mich nämlich, ob die es zuläßt, daß sie wieder ihre alte Gestalt annimmt? So etwas will mir nicht in den Sinn.«

»Schön, aber…«

»Kein Aber, John. Morgana Layton und möglicherweise auch Fenris

werden verhindern wollen, daß sie nach Avalon gelangt oder aus diesem geheimnisvollen Reich wieder zurückkehrt. Sie sind mit dem letzten Zustand der Nadine Berger prinzipiell zufrieden gewesen, wie mir scheint. Alles andere würde nicht in ihre Pläne passen.«

»Wenn deine Theorie stimmt, Suko, dann müßten wir davon ausgehen, daß auch Fenris oder Morgana den Weg nach Avalon kennen. Oder ist das zu weit hergeholt?«

»Nein, überhaupt nicht, denn du darfst nicht vergessen, daß Fenris ein Götterwolf ist. Er besitzt ein Wissen, das dem unseren weit voraus liegt. Ich kann mir gut vorstellen…«

Suko winkte ab. »Junge, laß es. Wir müssen Nadines Spur aufnehmen, das ist alles. Du hast mir vorhin von deiner Unruhe erzählt. Wie kam es dazu?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Sie war einfach da, ich spürte sie, und sie war wie ein gewaltiger Druck, der sich auf meiner Seele festgesetzt hatte.«

»Hattest du denn telepathischen Kontakt zu irgendeiner dieser Personen?«

»Überhaupt nicht. Es war nur das Gefühl. Zu Beginn schob ich es auf das Wetter, ein Irrtum, wie sich herausstellte.« Ich winkte ab.

»Nun ja, wir werden sehen, wie es weitergeht.«

Suko stand auf. »Morgana Layton«, murmelte er. »Dabei hätten wir es in der Hand gehabt, sie zu vernichten.«

»Ich weiß.«

»Und jetzt Avalon, die einzige Chance für Nadine.« Vor dem Fenster blieb er stehen, schaute aber nicht hinaus, sondern drehte sich um und sah mich an. »Ist sie dort?«

»Ich denke, ja.«

»Und ihr Körper…?«

Da konnte ich nur die Schultern heben. Wieder einmal fühlten wir uns so verflucht hilflos.

Wer immer die Regie in diesem teuflischen Spiel übernommen hatte, es war ihm gelungen, uns in die Defensive zu drängen.

***

Den Schrei hörten beide!

Bill und Sheila Conolly schliefen auf der gleichen Ebene wie ihr Sohn, nur eben einige Türen entfernt. Auch wenn sie tief in den Armen des Gottes Morpheus lagen, so schreckten sie beide hoch, als der Ruf durch die spaltbreit geöffnete Schlafzimmertür wehte.

Johnnys Vater war als erster hoch, aber noch nicht aus dem Bett.

Er blieb auf der Kante hocken, von einem Gefühl überfallen, fliegen zu können.

Sein Kreislauf meldete sich auf diese Art und Weise. Er war einfach

zu schnell aufgestanden.

Hinter seinem Rücken hörte er Sheilas Stimme. »Das war der Junge, Bill. Hast du es gehört?«

Der Reporter schüttelte den Kopf, als wollte er ihn von irgendwelchen Zwängen befreien. »Ja, Sheila, ich werde nachsehen.«

Als er sich erhob, raschelte hinter ihm die Bettwäsche. Auch Sheila Conolly wollte nicht eine Sekunde länger liegenbleiben. An der Tür stieß sie mit ihrem Mann zusammen.

»Er hat doch geschrien, nicht?«

»Ja.«

»Ob es mit Nadine zusammenhängt?«

Bill schaute seine Frau an. »In den letzten Tagen war Johnny völlig von der Rolle. Wir wissen beide, daß er schlecht schläft und noch schlechter träumt. Sein Unterbewußtsein muß die Tatsache erst verarbeiten, daß ihm die Wölfin nicht mehr zur Seite steht.«

»Das wird schwer werden.«

»Bestimmt.«

Vor Johnnys Zimmertür waren sie stehengeblieben. Auch der Junge hatte sie nicht geschlossen. Bill schaute als erster hinein. Es brannte Licht, und Johnny saß im Bett. Hinter ihm strahlte die Lampe ihren weichen Schein ab, der ihn umfing.

Sehr leise betraten die Eltern das Zimmer. Aus großen Augen blickte ihnen Johnny entgegen.

»Bist du okay?« fragte Bill.

Der Junge bewegte den Mund, ohne zunächst sprechen zu können.

»Ich… ich weiß nicht.«

Sheila saß schon auf seiner Bettkante. Sie streichelte seine Wangen, auf denen ein dünner Schweißfilm glänzte. »Bitte, Johnny, wir sind bei dir. Du brauchst keine Angst mehr zu haben. Wir haben deine Stimme gehört und möchten erfahren, was geschehen ist. Du hat schlecht geträumt, nicht wahr?«

»Nein, Mum, nicht geträumt.«

»Aber deine Stimme…«

»Etwas hat mich berührt.«

»Wie war das?« fragte Bill und kam ebenfalls näher an das Bett heran. »Dich hat etwas berührt?«

Johnny nickte. »Ja, das war so komisch. Ich kann es nicht erklären, versteht ihr?«

»Versuche es trotzdem.«

Johnny schaute unsicher zur Seite. »Es kam mir vor wie ein Hauch oder wie eine kalte Hand, die plötzlich über mein Gesicht hinwegstrich. Einfach so – wie aus dem Nichts.«

»Im Schlaf?«

Er nickte seinem Vater zu. »Ja, Dad, davon bin ich dann wach

geworden.«

»Oder hast du nur geträumt?« Sheila versuchte, ihm eine Brücke zu bauen.

»Nein, Mum, das war echt.« Er saß im Bett und schaute sich um.

»Hier muß etwas im Zimmer gewesen sein. Ein Geist oder so, das… das glaube ich fest.«

Seine Eltern schauten sich an. Weder Sheila noch Bill wußten eine Erklärung. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als ihrem Sohn zu glauben. Sheila nickte Bill zu, ein Zeichen, daß er die Fragen stellen sollte.

»Johnny, wie war das denn? Kannst du dich erinnern? Kam alles sehr plötzlich, ohne eine vorherige Ankündigung, oder hast du zuvor etwas Bestimmtes geträumt?«

»Nein, das habe ich nicht.«

»Überlege genau, denk dabei an die vergangenen Nächte. Du hast immer nur geträumt. Meistens sehr schlecht. In jedem Traum spielte Nadine eine Rolle.«

»Das weiß ich. Ich habe schon daran gedacht, ob sie in meinem Zimmer gewesen ist.«

»Als Wölfin?«

»Nein, das nicht. Ich sehe sie mehr als einen Geist an. Ihr… ihr Geist muß es gewesen sein.«

»Ihre Seele?«

»Das kann ich dir nicht sagen, Dad.« Johnnys Stimme klang traurig. »Jedenfalls bin ich von diesem kalten Hauch wach geworden. So etwas ist komisch, und ich habe mich erschreckt.«

»Ja, das hörten wir.«

Johnny versuchte ein Lächeln. »Aber jetzt ist es ja vorbei. Ich glaube nicht, daß es noch einmal kommt. Vielleicht habt auch ihr recht, wenn ihr sagt, daß ich nur geträumt habe.«

»Kannst du uns denn deinen Traum erzählen?« erkundigte sich Sheila lächelnd.

Johnny hob die Schultern. »Mum. Du weißt selbst, wie komisch das mit den Träumen ist. Man sieht nur Fetzen. Ich… ich habe nichts behalten.«

»Wirklich nicht?«

»Mum, ich lüge nicht. Es war alles so wirr, wenn du verstehst. Auch ihr habt manchmal komische Träume, wie mir Dad verraten hat. Man träumt alles durcheinander und behält nichts.«

»Du wirst doch wohl etwas behalten haben.«

Johnny überlegte. »Nadine nicht. Ich habe da wohl eine Frau gesehen, die tauchte schon auf.«

»Wunderbar!« lobte Bill seinen Sohn. »Jetzt brauchst du uns nur noch zu sagen, wie die Frau ausgesehen hat.«

Johnny überlegte und senkte dabei den Kopf. »Das… das ist schwer.« Seine Handflächen fuhren über die Bettdecke, wo sie Kreise nachzeichneten. »So wie Mum sah sie nicht aus. Sie hatte nicht das blonde Haar. Es war dunkler.«

»Schwarz?« fragte Bill.

»Auch nicht, glaube ich. Braun, meine ich. Ja, das Haar der Frau war braun, auch ziemlich lang. Vielleicht hat sie sogar Locken gehabt, das weiß ich nicht genau.«

»Na, das ist doch etwas!« lobte Bill. »Ist dir die Frau denn bekannt vorgekommen?«

Johnny starrte ins Leere. »Ich… ich weiß es nicht genau, Dad. Ich glaube, nicht.«

»Also nicht Glenda Perkins oder…«

»Nein, nein.«

»Und die Frau in deinen Träumen hat nicht gesagt, was sie von dir will, Junge?«

»Weißt du, Mum, es ging alles so schnell. Sie hat mich angelächelt und mir zugenickt.«

»Zugenickt?«

»Wie eine Botschaft, finde ich. Sie wollte mir eine Botschaft vermitteln, meine ich.«

»Durch ihr Nicken?«

»Richtig. Das kam mir so vor. Danach war sie wieder weg. Einfach so. Und mehr weiß ich nicht.«

Zwar waren Sheila und Bill nicht ganz so ratlos wie zu Beginn des Gesprächs, viel anfangen konnten sie mit den Erklärungen ihres Sohnes allerdings nicht.

Sheila stand auf und trat ans Fenster. Von dort aus schaute sie in den dunklen, noch winterlich gezeichneten Garten. Helle Inseln existierten auf dem Gelände nicht. Die Dunkelheit der Nacht lag wie ein Sack über dem Areal.

Johnny hatte von schlechten Träumen gesprochen, von einem kalten Hauch, der über sein Gesicht geweht war, und Sheila sah keinen Grund, um ihm zu mißtrauen. Ihr Sohn gehörte zu den vernünftigen Menschen. Er war so geworden, weil er eben all die Jahre viel mitgemacht und oft genug in großer Gefahr geschwebt hatte. Deshalb war er auch nicht so unbelastet aufgewachsen wie die meisten seiner Altersgenossen.

Sheila drehte sich wieder um, als ihr Sohn sagte: »Ihr könnt ruhig wieder ins Bett gehen.«

Bills Mund zeigte ein Lächeln. »Dabei habe ich gedacht, daß ich den Rest der Nacht in deinem Zimmer verbringe.«

»Warum denn?«

»Ich will dich schützen.«

»Nein, Dad, das ist nicht nötig. Ich brauche keinen Schutz. Geträumt habe ich schon öfter.«

»Dann nicht so intensiv – oder?«

Er hob die Schultern. »Ich werde auch weiterhin von Nadine träumen, bis sie wieder bei mir ist. Sie kommt doch irgendwann zurück – oder nicht?«

Sheila streichelte über sein Haar. »Wir wissen es nicht, Johnny, deshalb können wir deine Frage auch nicht genau beantworten. Wir alle wissen nicht, wo sich Nadine befindet, nicht einmal dein Onkel John, für den sie ja gegangen ist.«

»Das weiß ich. Zuerst war ich ihm böse, ich wollte ihn nicht mehr sehen, aber jetzt…«

»Ich bin davon überzeugt, daß Nadine wieder zurückkehrt. Dein Vater ist es ebenfalls. Nur mußt du damit rechnen, daß du sie möglicherweise nicht mehr als Wölfin in deine Arme schließen kannst. Du weißt selbst, daß Nadine etwas Besonderes ist. Eine Wölfin mit der Seele eines Menschen. Es kann durchaus zu einem Austausch kommen, und nichts anderes hat Nadine auch gewollt. Sie fühlte sich in ihrer Rolle nie glücklich und hat immer nur gelitten.«

Johnny hob die Schulter, bevor er sich zurücklegte und seinen Eltern eine gute Nacht wünschte.

»Wir schließen die Türen nicht«, sagte Bill. »Wenn irgend etwas ist, rufe. Wir hören es ja.«

»Mach' ich, Dad.«

Beide Eltern verließen das Zimmer. Erst im Flur schauten sie sich mit besorgten Gesichtern an, und im Schlafzimmer trauten sie sich nicht, miteinander zu reden.

Sheila fuhr durch ihr blondes Haar. »Ich weiß nicht, Bill, aber etwas ist anders geworden. Oder bilde ich mir das nur ein?«

»Nein, das bildest du dir nicht ein.«

»Dann spürst du es auch?«

Er hob die Schultern. »Was heißt hier spüren? Ich habe ja keinen Beweis bekommen. Es bleiben Johnnys Aussagen, das ist alles. Er hat geträumt und im Traum eine braunhaarige Frau gesehen, von der wir nicht wissen, wer sie ist.«

Sheila saß noch auf der Bettkante, legte sich aber jetzt zurück. »Ich habe auch nachgedacht und alle auch Johnny bekannten Frauen vor meinem geistigen Auge Revue passieren lassen. Nur fiel mir kein Name ein, auf den diese Beschreibung gepaßt hätte. Erst dachte ich ja an Glenda Perkins, aber die hätte der Junge uns namentlich nennen können. Er kennt sie schließlich gut.«

»Eine neue Person als Joker?«

Sheila drehte den Kopf nach rechts, um Bill anschauen zu können, der im Bett saß. »Wir wollen es nicht hoffen.«

»Kennt Johnny eigentlich Nadine, wie sie damals als Mensch ausgesehen hat? Als Schauspielerin, wo ihr Haar rot gewesen war und sich John Sinclair in sie verliebte?«

»Ich weiß nicht mehr.« Sheila berichtigte sich. »Doch, bestimmt, er wird sie gesehen haben. Nur war er da noch sehr jung. Die Erinnerung ist nicht vorhanden.«

»Da hast du auch wieder recht.« Bill lehnte sich zurück. Die Hände verschränkte er unter dem Kopf. »Manchmal wünsche ich mich mit euch zusammen weit fort. Ich weiß nicht, wie das noch weitergehen soll. Ich habe das Gefühl, als würde sich über unseren Köpfen etwas Furchtbares oder kaum Erklärbares zusammenbrauen, dem wir beide zumindest machtlos gegenüberstehen.«

»Denkst du an etwas Bestimmtes?«

Bill drehte sich zur Seite. Aus der Nachttischschublade holte er eine Waffe. Es war eine mit Silberkugeln geladene Beretta. »Ja, ich denke an etwas Bestimmtes. An eine gefährliche Werwolf-Magie. Vergiß nie, daß Nadine eine Wölfin ist. Sie hat oft genug mit dem Wolfszauber zu tun bekommen, und Werwölfe sind gefährlich. Die kennen keine Rücksicht, ob es nun Männer, Frauen oder Kinder sind.« Bill hatte die Waffe kontrolliert, er legte sie wieder zurück.

»Ich wußte es«, sagte Sheila leise. »Ich wußte es eigentlich immer.«

»Was wußtest du?«

»Daß Nadine zu einem Problem werden würde, eines Tages. Es konnte nicht so weitergehen, die andere Seite nimmt so etwas nicht hin. Sie hat sich praktisch damit abgefunden, daß Nadine eine Wölfin geworden ist, doch eine Rückkehr wird sie stoppen wollen.«

Bill schwieg. Was sollte er noch sagen? Seine Frau hatte in seinen Augen hundertprozentig recht.

Und wie recht sie hatten, sollten die nächsten Stunden und der folgende Tag noch beweisen…

***

Johnny hatte sich unter die Decke verkrochen, als seine Eltern einen letzten Blick in das Zimmer warfen. Er wollte ihnen keinen Grund zum Mißtrauen geben und schaffte es sogar, zum Abschied ein Lächeln auf die Lippen zu zaubern.

Kaum waren die Schritte im Flur verklungen, da änderte Johnny seine Haltung und blieb auf dem Rücken liegen, den Blick gegen die Decke gerichtet, den Kopf voll mit Gedanken.

Er dachte über seinen Traum nach.

Es war ein schlimmer Traum gewesen, aber auch eine Erklärung und gleichzeitige Warnung. Er hatte mit Nadine zu tun gehabt, nur konnte Johnny nicht herausfinden, wie tief die Wölfin damit verbunden war. Er mußte zunächst abwarten.

Nach einer Weile richtete er sich auf und schaute durch die dunkle Fensterscheibe zum Himmel hoch, wo mächtige Wolken schichtweise übereinanderlagen und nur ab und zu die Sichel des Mondes wie eine scharf gezeichnete Gondel zu sehen war.

Eigentlich war es kein Werwolfwetter. Dazu gehörte der blasse, runde Vollmond, und deshalb hielt sich die Furcht des Jungen auch in Grenzen und hatte nur einer gewissen Neugierde Platz geschaffen.

Er wußte, daß der Traum nicht ohne Bedeutung für ihn gewesen war. Jemand, wahrscheinlich die braunhaarige Frau, hatte ihm eine Botschaft vermitteln wollen, die in einem unmittelbaren Zusammenhang zu Nadine Berger stand.

Er liebte die Wölfin, die seine Beschützerin gewesen war und die in der Nacht nicht nur in seinem Zimmer, sondern manchmal auch am Fußende des Betts geschlafen hatte.

Diesen Körper, diesen Druck vermißte der Junge. Er hatte sich so sehr an sie gewöhnt, Mensch und Tier verstanden sich ohne Worte und wie blind. Dann war sie gegangen, zusammen mit seinem Vater, um sich auf die Suche nach John Sinclair zu machen.[1]

Johnnys Onkel John und sein Vater waren allein zurückgekehrt, ohne Nadine. Die Wölfin blieb verschollen. Wo genau, das hatte man Johnny nicht gesagt. In einer anderen Dimension, in einem anderen Land. Johnny wußte über diese Dinge Bescheid. Er nahm sie hin, ohne zu hinterfragen, denn so etwas gehörte leider auch zu seinem Leben.

Die Erinnerung an den jüngsten Traum ließ ihn einfach nicht los.

Er war derartig intensiv gewesen, daß er eigentlich etwas bedeuten mußte oder der Anfang eines bestimmten Geschehens war, das sich allein um Nadine drehte.

Die Wölfin im Mittelpunkt. Nadine, die entführt worden war und der Johnny so gern helfen würde. Wieder erschien das Gesicht der braunhaarigen Frau vor seinem geistigen Auge. Die Person war ihm im Traum erschienen und so vorgekommen, als hätte sie eine Botschaft für ihn gehabt, ohne sie ihm allerdings sagen zu können.

Deshalb wartete Johnny ab. Er ärgerte sich sogar darüber, durch den Schrei aufgewacht zu sein. Durch ihn hatte er seine Eltern alarmiert, was nicht gut gewesen war. Möglicherweise war wichtige Zeit verlorengegangen.

Abwarten…

Schlafen konnte Johnny nicht. Er versuchte es auch nicht, denn die innere Unruhe verstärkte sich. Der Junge glaubte fest daran, daß noch etwas passieren würde. Die Nacht war lang, die Stunden zogen sich hin. Es konnte durchaus sein, daß noch etwas geschah.

Im Zimmer war es ruhig. Zudem vermißte der Junge auch das Atmen der Wölfin, daß ihn stets vor dem Einschlafen so beruhigt hatte.

Dafür hörte er etwas anderes.

Ein Kratzen!
Neben ihm war es aufgeklungen, denn dort lag das Fenster. Johnny drehte seinen Kopf nach links, um erkennen zu können, was sich an der Scheibe tat und ob er sich nicht getäuscht hatte.
Zunächst sah er nichts. Hinter dem Rechteck lag die Dunkelheit, aber von unten her, von der Außenfensterbank schob sich etwas sehr langsam in die Höhe.
Es war ein kompakter, dichter Gegenstand, den Johnny beim ersten Hinsehen nicht erkennen konnte, weil er konturenlos erschien.
Außerdem war die Distanz zwischen dem Gegenstand und der äußeren Fensterscheibe zu groß.
Er mußte sich entscheiden. Rief er nach seinen Eltern, oder wartete er ab, weil der Vorgang außen am Fenster nur ihn etwas anging?
Johnny dachte an seinen Traum, an die Botschaft, die er enthalten hatte, und entschied sich dafür, seine Eltern *nicht* zu rufen.
Er blieb sitzen, den Blick auf das Fenster gerichtet, abwartend und leicht zitternd.
Plötzlich verringerte sich die Distanz. Der Gegenstand bewegte sich auf die Scheibe zu.
Es war ein Gesicht.
Das Gesicht einer Frau. Aber nicht nur irgendeines. Er hatte es schon in seinem letzten Traum gesehen!

***

Johnny blieb regungslos im Bett sitzen, denn diese neue Tatsache mußte er zunächst verdauen und dann überlegen, wie er sich verhalten sollte. Oder würde die Unbekannte das für ihn unternehmen?
Zeit verstrich. Sekunden konnten für ihn auf einmal sehr lang werden. Einige Male bewegte er wie flatternd seine Augenwimpern, atmete nur durch die Nase, weil er die Geräusche auf ein Minimum reduzieren wollte. Er wollte nicht, daß seine Eltern aufwachten und sein Zimmer betraten.
Für Johnny stand fest, daß der Besuch dieser unbekannten Frau nur ihm persönlich galt. Das war eine Sache, die ihn allein anging und nicht einmal seine Eltern.
Das Gesicht blieb, dann erschien eine schmale Frauenhand, die Johnny sehr bleich vorkam. Fingernägel tippten leicht gegen die Scheibe, und Johnny hörte den zitternden Klang. Die zweite Hand gab ihm Zeichen, die er ebenfalls verstand.
Öffne das Fenster!
Johnny überlegte. Sollte er oder sollte er nicht? Wieder beschäftigten sich seine Gedanken mit dem Verschwinden der Wölfin. Er kam zu dem Entschluß, daß der Besuch dieser Fremden etwas damit zu tun

haben mußte. Deshalb überwand er seinen eigenen inneren Schweinehund, drehte sich zur Seite und stand auf.

Johnny ging der Reihe nach vor. Er lief zur Tür und drückte sie fast lautlos ins Schloß. Dann huschte er ebenso leise und auf nackten Sohlen dem Fenster entgegen.

Das Gesicht hinter der Scheibe hatte sich zu einem Lächeln verzogen, als es ihm beruhigend zunickte.

Johnny umfaßte den Griff mit der rechten Hand, um ihn nach links zu drehen. Er besaß eine gewisse Routine und wußte, daß sich das Fenster fast lautlos öffnen ließ, wenn er entsprechend vorsichtig zu Werke ging, was er auch tat.

Schon bald strömte die kalte Luft in sein Gesicht. Auf seinen Wangen hinterließ sie eine schwache Gänsehaut und drang auch durch den Stoff des Schlafanzugs.

Er trat zurück, um der Frau Gelegenheit zu geben, in sein Zimmer zu steigen.

Das wollte sie nicht. Sie blieb draußen, der Mund lächelte noch immer, und ihre Augen sahen aus, als würden sie von innen her glänzen. In einem kalten, funkelnden Grün.

Raubtieraugen…

Bei Nadine war es umgekehrt gewesen. Sie war die Wölfin mit den menschlichen Augen gewesen, in denen sich auch ihre Gefühle widergespiegelt hatten.

Als der Junge an sie dachte und sie mit der Fremden verglich, bekam er Angst. Das fiel auch der fremden Frau auf. »Was ist los mit dir, Junge?«

»Ich… ich weiß nicht.«

Sie lachte leise. »Du kennst mich doch. Oder kannst du dich an deinen Traum nicht mehr erinnern?«

»Doch – sicher…«

»Na bitte. Da habe ich mein Kommen angekündigt, Johnny. Ich will dir auch sagen, daß ich nicht grundlos bei dir erschienen bin. Ich habe mich schicken lassen. Diejenige Person, die mich schickte, hat darauf gedrungen, daß ich nur mit dir Kontakt aufnehme und mit keinem anderen. Du darfst deine Eltern nicht einweihen.«

»Das dachte ich mir. Wer ist es denn?«

Die Unbekannte zeigte ein noch freundlicheres Gesicht. »Jemand, der große Sehnsucht nach dir hat, mein Junge. Deine beste Freundin. Muß ich den Namen sagen?«

»Nadine!« stieß Johnny hervor.

Sofort legte die Frau einen Finger auf ihre Lippen. »Nicht so laut, niemand soll aufwachen.«

Johnny senkte die Stimme und beugte sich vor. »Wo kann ich Nadine denn finden?«

»Leider nicht hier«, klang es bedauernd zurück.
»Wo ist sie denn?«
»Ich weiß es, und ich soll dich zu ihr führen.«
»Warum kommt sie nicht selbst?«
Die Unbekannte schüttelte den Kopf. »Das ist leider nicht möglich. Ich kann dir die Gründe im einzelnen nicht erklären, Junge. Du mußt mir schon vertrauen.«
Johnny überlegte. Er tastete das Gesicht der Frau ab und suchte nach einer Spur von Falschheit, die er allerdings nicht fand. Trotz der kalten Augen empfand er den Blick nicht einmal als unsympathisch. Wenn ihm etwas an Nadine gelegen war, mußte er die Chance ergreifen.
»Aber warum ohne meine Eltern?«
»Ganz einfach, mein Junge. Nadine hat zu dir ein besonderes Verhältnis aufgebaut. Sie weiß, daß sie dich durch ihr Verschwinden enttäuscht hat, und sie will wieder etwas gutmachen. Einen anderen Grund für ihr Verhalten kann ich dir nicht nennen.«
Johnny nickte einige Male, obwohl ihn die Worte nicht richtig überzeugt hatten. Aber er mußte sich entscheiden. Jetzt und hier, die Unbekannte würde nicht länger warten.
»Ist es weit von hier?«
Die Frau lachte leise. »Anziehen mußt du dich schon. Du kannst nicht einfach in deinem Schlafanzug weglaufen.«
»Ja, das finde ich auch.«
»Dann komm bitte.«
»Moment noch.« Johnny drehte ihr den Rücken zu. Er ging dorthin, wo seine Kleidung lag und das Zimmer noch dunkler war als in der Nähe des Fensters.
Johnny wunderte sich über sich selbst, wie wenig seine Hände zitterten, als er in Hose, Hemd, Pullover schlüpfte, seinen hellen Schrank öffnete und den gefütterten hellblauen Anorak vom Bügel nahm. Er tastete noch in den Fächern an der linken Seite herum, warf einen Blick über die Schulter zum Fenster hin, wo die Frau wartete, ihm allerdings ihr Profil zugedreht hatte und nicht mehr direkt in den Raum schaute.
Wenig später hatte Johnny den Anorak übergestreift. »Ich bin okay«, wisperte er der Person entgegen.
»Wunderbar, dann komm.«
Johnny ging bis zum Fenster vor, wo die Frau ihm bereits die Hand entgegenstreckte, um ihm ins Freie zu helfen. Für Johnny war es eine Kleinigkeit durch das Fenster nach draußen zu klettern, wo er auf beiden Beinen landete.
»Alles klar, Junge?«
»Bei mir schon.«

Die Frau lachte sehr leise. »Und bei mir auch.« Sie faßte nach seiner Hand. Ihr Griff war sehr fest, beinahe klammerartig, Johnny wurde etwas unwohl.

Sie zog ihn in den Garten hinein und hörte die Frage des Jungen.

»Wie heißen Sie eigentlich?«

»Du kennst mich nicht?«

»Nein.«

»Morgana Layton ist mein Name!«

***

Es war noch Zeit bis zum frühen Morgen, doch Schlaf konnte Bill Conolly nicht finden. Immer wieder hatte er sich von einer Seite auf die andere gewälzt und gedankenschwer die einzelnen Probleme durchlitten. Die Minuten vergingen nur zäh.

Manchmal war auch Sheila erwacht, hatte nach seiner Hand gefaßt, als suchte sie einen Halt, denn auch ihr fiel es schwer, tief und fest zu schlafen.

Oft genug öffnete sie die Augen, wobei sie nur einen kurzen Schlummer gehabt hatte.

»Du kannst auch nicht schlafen?« flüsterte Bill.

»Kaum.« Sheila richtete sich auf und schaute über das Bett hinweg zur Tür. »Manchmal habe ich den Eindruck, als würde Nadine jeden Moment ins Zimmer schleichen.«

»Da geht es dir nicht allein so.«

Sie atmete stöhnend aus. »Daß immer nur Johnny diese schlimmen Träume bekommt. Unsere Gegner haben sich wirklich das schwächste Glied in der Kette ausgesucht.«

Auch Bill saß inzwischen. Er hob die Schultern. »Was willst du, Sheila? Johnny und Nadine hatten eben ein besonderes Verhältnis zueinander, das wissen wir doch.«

»Leider, muß ich jetzt sagen. Nur besitzt er noch nicht die Stärke eines Erwachsenen.«

»Das kommt noch. Außerdem sind die letzten Stunden ruhig verlaufen. Es scheint nichts passiert zu sein.«

»Hoffentlich nicht.«

»Du zweifelst?«

Bill nickte. »Ja und nein. Ich verspüre nur eine gewisse Unruhe und möchte nachschauen.«

»Nichts dagegen.«

Bill warf einen Blick auf die Uhr. Die zweite Morgenstunde war bereits angebrochen. Eine Zeit für den Tiefschlaf, doch er war plötzlich hellwach und konnte nicht schnell genug aus dem Bett kommen. Bill zog seinen Bademantel nicht über. Im Schlafanzug betrat er den Gang. Auch Sheila hatte ihr Bett verlassen, sie wollte

ihren Mann keinesfalls allein gehen lassen.

Wenig später schon blieb Bill wie angewurzelt stehen. Beinahe wäre Sheila gegen ihn gelaufen.

»Was hast du?«

»Fällt dir nichts auf?«

Sheila war noch etwas müde und mußte ihre Gedanken erst sammeln. Dann wußte sie plötzlich Bescheid. »Die Tür zu Johnnys Zimmer war geschlossen. Das war sie vorher nicht.« Sheila wolle sie aufreißen, aber Bill war schneller.

Seine Hand lag hart wie eine Zange auf ihrer Schulter. Er zog Sheila zurück.

»Nicht so eilig, Mädchen.«

»Wir müssen…«

»Vorsichtig sein, sehr vorsichtig sogar. Da kann einiges schiefgelaufen sein.«

»O Gott, nicht mit Johnny.«

Auch Bill spürte den elenden Druck im Magen. Er hing ebenso an seinem Jungen wie Sheila.

Als er dicht vor der Tür stand, spürte er den kalten Luftzug, der durch den unteren Spalt an seine Füße wehte, die nur notdürftig von den flachen Pantoffeln bedeckt wurden.

Der Reporter sagte seiner Frau nichts, in seinem Innern jedoch vereiste etwas, als er die Tür heftig aufzog, in den Raum starrte und trotz der Dunkelheit das offene Fenster sah.

Sheila drängte ihn zur Seite, lief auf das Bett zu und schüttelte den Kopf, als könnte sie den leeren Anblick nicht ertragen. Sie sagte nichts, drehte sich zu Bill um, der Licht machte und erst dann die Tränen in den Augen seiner Frau sah.

»Er… er ist weg«, erklärte Sheila hilflos, »und wir haben versagt, Bill. Wir, die Eltern.«

Der Reporter nickte nur. Es war eine grausame Wahrheit, die Sheila da ausgesprochen hatte, aber sie hatte damit auch den Nagel auf den Kopf getroffen.

Das Elternpaar hatte versagt!

»Und jetzt?« fragte sie.

Bill ging an ihr vorbei. Vor dem Fenster blieb er stehen und schaute nach draußen. »Ich weiß es nicht.« Er suchte in dem spärlichen Licht nach Spuren.

Er fand welche. Die Sohlen von Johnnys Schuhen zeichneten sich sogar ziemlich deutlich ab. Auch andere, fremde Abdrücke entdeckte er und überlegte, ob sie von einer Frau oder einem Mann stammen konnten. Von der Größe her gab es da kaum einen Unterschied.

Wenigstens war es ein Mensch gewesen und kein Monster, das den Jungen geholt hatte.

»Wurde er geholt?« fragte Sheila, »oder gelockt? Wenn ja, ist er freiwillig mitgegangen?«

»Keine Ahnung!« flüsterte Bill. »Jedenfalls hat er das Zimmer hier durch das Fenster verlassen.«

»Die Frau, Bill, es muß die Frau gewesen sein, die Johnny in seinem Traum erlebt hat. Es… es war nicht nur eine Traumgestalt, es gab sie auch in der Realität.« Sheila schneuzte die Nase, während sich Bill umgedreht hatte und auf den Schrank zuging, dessen Tür offenstand, worüber sich der Reporter wunderte, denn es kam ihm beinahe schon vor wie ein von Johnny hinterlassenes Zeichen.

Seine Kleidungsstücke fehlten, das war ganz natürlich. Auch ein leerer Bügel fiel ihm auf. Über ihm hatte mal der Anorak des Jungen gehangen.

All dies wies nicht auf eine plötzliche Flucht hin. Das Verschwinden kam dem Reporter vor wie geplant.

In Augenhöhe wanderte sein Blick nach links. Ein Drittel des Schrankes war mit Regalbrettern unterteilt. Johnny bewahrte dort alles Mögliche auf: Autos, Stickers, zusammengefaltete Posters, Klebstoff, Schlüssel, Kaugummis – und Papier.

Ein Zettel war von dem kleinen Block gerutscht, lag schräg und gleichzeitig so, daß sein Blick praktisch auf ihn fallen mußte.

Bill sah den Zettel und auch die Worte, die dick mit Tinte darauf geschrieben worden waren.

»Frau aus Traum da. Ich gehe mit. Nadine suchen…«

»Was sagst du da?«

Bill hatte die Worte halblaut vorgelesen. Sehr langsam drehte er sich zu Sheila hin um. »Eine Nachricht von Johnny.«

»Gib her!« Aufgeregt riß Sheila ihm den Zettel aus der Hand und las die Nachricht ebenfalls einige Male laut vor, als könnte sie sie erst dann begreifen. Der Zettel rutschte ihr aus den Fingern und flatterte zu Boden.

Bill hob ihn auf, steckte ihn ein und schaute auf den Rücken seiner Frau, die zur Tür ging und das Zimmer verließ, als könnte sie es zwischen diesen vier Wänden nicht mehr aushalten.

Bill schloß das Fenster. Auch er hätte am liebsten losgeheult, aber er riß sich zusammen und versuchte, klar und nüchtern zu denken.

Was er hier sah, deutete nicht unbedingt auf eine Entführung hin. Es war durchaus möglich, daß Johnny sein Zimmer so gut wie freiwillig verlassen hatte, allein unter dem Druck der Worte.

Das Verhältnis zu Nadine war ihnen bekannt. Johnny hatte unter ihrem Verschwinden gelitten, und er würde alles tun, um Nadine wieder zurückzubekommen.

Daß eine andere Seite so etwas ausnutzen würde, lag auf der Hand. Damit mußten sich die Conollys abfinden.

Die braunhaarige Frau. Wer, zum Teufel, konnte sie nur sein? Wer verbarg sich dahinter? Welche Frau spielte noch im Umkreis der Wölfin eine entscheidende Rolle?

Sosehr sich Bill Conolly auch den Kopf zerbrach, zu einem Ergebnis kam er nicht. Da war einiges schiefgelaufen.

Sheila fand er im Wohnraum. Sie stand dort wie verloren. Ihr Blick war ins Leere gerichtet. »Ich weiß mir keinen Rat im Augenblick«, flüsterte sie.

»Die Frau?« fragte Bill.

»Unbekannt.«

»Stimmt. Und trotzdem kenne ich sie. Ich muß sie einfach kennen.« Bill streckte den rechten Arm vor und ballte seine Hand zur Faust. »Ich weiß auch, daß es sie gibt, daß ich ihr schon begegnet bin, meine ich. Aber ich komme nicht auf den Namen.«

»Wenn du sie kennst, dann kennt John Sinclair sie erst recht. Soll ich ihn anrufen?«

»Nein, das mache ich.« Zuvor ging Bill zur Bar und schenkte sich einen Whisky ein. Er wollte das drückende Gefühl im Magen loswerden. Auch Sheila trank einen kleinen Schluck.

Der Reporter wußte, daß er seinen besten Freund John Sinclair zu jeder Tages- und Nachtzeit stören konnte. So etwas gehörte einfach zu einer Freundschaft.

Er bekam Verbindung.

Sheila hatte sich in den nahestehenden Telefonsessel gesetzt und versuchte, Informationen aus dem Gespräch zu erfahren, was nur spärlich gelang. Allerdings sah sie sehr bald die Schweißtropfen auf der Stirn ihres Mannes, und die gefielen ihr gar nicht.

Bill legte schließlich auf, drehte sich um und trank den letzten Rest Whisky.

»Und? Weiß John Bescheid?«

»Ja!« Sehr hart stellte Bill Conolly das leere Glas auf einen schmalen Tisch.

»Sag schon, wer ist es?«

»Morgana Layton!«

»Mein Gott!« keuchte Sheila und schlug beide Hände vor ihr leichenblasses Gesicht…

***

Der alte Steinbruch war so gut wie ausgebeutet. Was jetzt noch hervorgeholt wurde, waren mehr Reste, die sich kaum verwerten ließen und den Sammelbegriff Steinmüll bekamen.

Die große Arbeit lag zurück, auch der große Staub. Man hätte noch weitermachen können, doch die Umweltschützer waren dagegen gewesen und hatten ihre Pläne glücklicherweise durchdrücken

können. Es sollte wieder Landschaft entstehen, aber erst mußten noch die letzten Reste verschwinden.

Die Baubuden waren bereits abgebrochen worden, die mächtigen Meißel ebenfalls, auch die Transportbänder standen längst im Norden Englands, und zurückgeblieben war ein Bulldozer mit seiner mächtigen Schaufel, der die verbleibenden Reste aufsammelte und die Lastwagen belud. Sie fuhren in unregelmäßigen Abständen den Steinbruch an. Immer dann, wenn die Fahrer eine Lücke in ihrem Plan entdeckten.

Zwei Arbeiter waren zurückgeblieben.

Der eine hieß Stanley Doorman, der andere Fox. Den Vornamen hatte er angeblich vergessen, alle nannten ihn nur Fox, was ihm auch gefiel.

Er war klein, aber kantig, stammte aus Dublin und wurde zum Tiger, wenn er zuviel Whisky getrunken hatte.

Doorman, der Arbeiter mit den roten Flecken auf den Wangen, die nie verschwanden, stand neben dem Bulldozer, hatte die Arme in die Hüften gestemmt und die staubige Schirmmütze in den Nacken geschoben, als er dem letzten Wagen nachschaute, der die Fuhre wegbrachte.

Fox stand etwas abseits, mit beiden Händen hielt er den Griff der Schaufel fest. »Was ist denn, Stanley?«

Doorman drehte sich langsam um und winkte dabei ab. »Wir brauchen uns kein Bein mehr auszureißen, Fox.«

»Wieso nicht?«

Doorman holte eine Zigarette aus der Schachtel. »Der nächste Wagen kommt erst in zwei Stunden.«

»Dann haben wir ja Mittag.«

»Richtig. Das heißt, wir können jetzt schon Mittag machen.«

Fox lachte und ließ die Schaufel fallen. Sein Kollege Doorman rauchte, er aber griff in die Tasche der Latzhose und holte eine Flasche mit billigem Whisky hervor. Es war bekannt, daß Fox trank.

Zwei Verwarnungen hatte er schon bekommen, bei der dritten würde er fliegen. Er verließ sich darauf, daß sein Kollege den Mund hielt.

Trotz aller schlechten Vorhersagen und Unkenrufe, konnten die Männer mit dem Wetter zufrieden sein. Die Stürme hatten sich zunächst einmal gelegt, der Regen war nur in den frühen Morgenstunden gefallen, jetzt zeigte der Himmel ein bewölktes Bild, und der steife Wind ließ sich auch gut ertragen.

Doorman schlenderte auf Fox zu. »Du sollst nicht soviel saufen«, nörgelte er.

»Das ist mein Frühstück. Ich habe heute noch nichts im Magen.«

»Kannst von mir zwei hartgekochte Eier haben.«

»Danke.« Fox grinste. »Die habe ich selbst.«

»Fragt sich nur, wo.«

»Eben.« Immer noch grinsend korkte Fox die Flasche wieder zu.

Doorman stellte den Kragen seiner dicken Arbeitsjacke hoch. Er trug einen Helm, sein Kollege nicht. Außerdem war er hier so etwas wie der Chef, er bestimmte auch, wann die Arbeit wieder losging. Eine zu lange Pause paßte ihm heute nicht.

»Paß mal auf, Fox, wir werden noch einiges vorbereiten.«

»Jetzt?«

»Klar.«

»Ich dachte, es wäre…«

»Hör auf, Mann.« Doorman deutete auf die westliche Grenze des Steinbruchs, wo sie Schluß gemacht hatten und eine graue Wand beinahe senkrecht in die Höhe stieg. An ihrem Ende wuchsen mächtige Laubbäume, deren Wurzelwerk an manchen Stellen freilag, denn die mächtigen Meißel hatten bei den Abbauarbeiten nicht immer Rücksicht genommen und Teile des Wurzelwerks mitgerissen, so daß die Reste noch als Wirrwarr aus der Wand hervorwuchsen.

Am Fuße lag das, was weggeräumt werden sollte. Kleineres Gestein, das Fox mit der Schaufel auf die Ladeflächen der Transporter schleudern mußte.

»Was soll ich denn da?« fragte er.

»Die Steine und die Reste zusammenschaufeln. Wenn der Wagen kommt, klappt es mit der Ladung schneller. Dann sind wir ihn schneller wieder los.«

»Und du?«

»Ich mache mit.«

»Na ja, dann…« Fox bückte sich nur langsam, um die Schaufel aufzuheben. Mit den wiegenden Beinbewegungen eines Seemanns, der über die schwankenden Decksplanken schritt, wanderte er auf das Ziel zu. Doorman folgte ihm noch nicht. Er mußte erst eine weitere Schaufel holen, die am Bulldozer lehnte.

Fox begann mit der Arbeit. Daß er Kraft hatte, stand außer Zweifel.

Der Berg vor ihm nahm schnell an Größe zu. Auch Doorman kam herbei und wunderte sich darüber, daß Fox nichts tat, sondern wie eine Statue auf dem Fleck stand.

»Was ist denn? Keine Lust mehr?«

»Scheiße, keine Lust. Komm mal her, aber schnell.«

Doorman schüttelte den Kopf. Wahrscheinlich suchte Fox wieder nach einer Ausrede. Manchmal hatte er es im Rücken, doch diesmal sah er wirklich blaß aus. Er starrte dorthin, wo die Reste fast den Felsen berührten und es eine Lücke gab.

»Hast du was?«

»Da… da liegt jemand!«

Jetzt schluckte auch Doorman, lief rasch näher, schaute nach – und erbleichte.

Vor ihm lag eine tote Frau!

***

Keiner der Männer sagte in den folgenden Sekunden ein Wort. Tatsächlich hatte sich die Stille des Todes über den Steinbruch gelegt und schien selbst das Säuseln des Windes zu unterdrücken.

Die Männer bewegten ihre Lippen, ohne zu sprechen, bis Doorman das Schweigen schließlich brach.

»Kennst du die?«

»Nein – woher denn? Verdammt, die ist noch ziemlich jung und sogar ‘ne Schönheit.«

Das war sie in der Tat. Das lange, rötlich-braune Haar umspielte den Kopf mit dem blassen Gesicht. Die Frau trug Jeans, eine Bluse fast in der gleichen Farbe, hatte das rechte Bein ausgestreckt und das linke leicht angewinkelt. Sie sah aus, als würde sie schlafen, und das dachte auch Doorman.

»Vielleicht ist sie nicht tot.«

»Meinst du?« Fox lachte. »Da kenne ich mich besser aus. Das habe ich bereits nachgeprüft. Die Kleine lebt nicht mehr, die hat es voll erwischt.«

»Aber wie denn?«

Fox hob die Schultern. »Ich habe keine Verletzungen feststellen können.«

»Also nicht umgebracht?«

Fox wedelte mit beiden Händen. »Das kannst du so nicht sagen. Die Kleine kann auch vergiftet worden sein.«

»Du kennst dich aus, wie?«

»Ja, ich habe schließlich genug in irgendwelchen Häfen und Hafenkaschemmen herumgegammelt.« Fox hob seine eckigen Schultern. »Uns bleibt nichts anderes übrig, als die Bullen zu alarmieren.«

Er schüttelte sich. »Die haben mir gerade noch gefehlt.«

»So kommst du heute von der Arbeit weg.«

»Und muß dafür tausend dumme Fragen beantworten.«

Doorman drehte sich ab. »Ich fahre zum nächsten Telefon. Halte du die Ehrenwache.«

»Mach’ ich doch glatt.« Fox war froh, daß Doorman fuhr, so konnte er in Ruhe einen kräftigen Schluck aus der Flasche nehmen. Er wandte sich ab, weil er nicht länger auf die Leiche schauen wollte.

Deshalb entging ihm auch eine Bewegung. In einem Einschnitt des Steinbruchs erschien eine Gestalt. Es sah so aus, als würde sie schweben und gleichzeitig gehen. Jedenfalls schaffte sie es, sich lautlos und geschmeidig zu bewegen.

Ihr Ziel war Fox!

Der hatte soeben zum drittenmal die Flasche angesetzt, als er angesprochen wurde.
»Geht es Ihnen gut, Mister?«
Fox hätte sich beinahe den Flaschenhals in den Hals gerammt, so sehr erschrak er.
Dann fuhr er herum.
Vor ihm stand eine Frau mit braunen Haaren!

***

Suko und ich waren beide übermüdet, was man unseren rot geränderten Augen ansah, als wir durch die Halle in Richtung Fahrstuhl schlichen und uns zu unseren Büros bringen ließen.
Bei den Conollys war ich nicht vorbeigefahren. Bill wollte mich informieren, falls es etwas Neues gab.
Morgana Layton hatte demnach Wort gehalten. Verdammt, man durfte sie auf keinen Fall unterschätzen.
Natürlich war Glenda schon da, schaute uns an, um zu einigen spöttischen Bemerkungen anzusetzen, als sie genauer in unsere Gesichter schaute und erkannte, daß es keine durchzechte Nacht gewesen war, die uns so gezeichnet hatte.
»Ich glaube, ihr habt beide einen Kaffee verdient.«
»Einen?«
»Geht in Ordnung, John.«
Wir klemmten uns im Büro hinter die Schreibtische und sagten das eigentlich nicht druckreife Wort schon zum achthundertvierunddreißigsten Mal.
Das hörte auch Glenda.
»Wie groß ist denn der Ärger?« fragte sie und stellte dabei das Tablett mit den Tassen ab.
»Rechne die Alpen zum Himalaya, dann hast du die Lösung.«
»So schlimm?«
Ich nickte, wußte, was Glenda fragen wollte und sagte nur: »Erzähle du es ihr, Suko.«
»Immer ich.«
Sie bekam es von uns beiden zu hören und konnte froh sein, an diesem Morgen Rouge aufgelegt zu haben, sonst hätte sie die Blässe einer Leiche bekommen.
Sie wirkte fahrig und hätte beinahe ihre Tasse umgestoßen. »Ihr wartet jetzt auf meinen Kommentar, nicht wahr?«
»Nein, sag nichts«, murmelte Suko.
Wir saßen da wie bestellt und nicht abgeholt. Ich hielt die Tasse mit beiden Händen fest, als wollte ich sie daran wärmen, und schlürfte das heiße Getränk. Wie oft hatten wir in den Büros zusammen gesessen und überlegt, wie es weitergehen sollte. Irgendwann war es immer

weitergegangen, so würde es heute auch sein, davon war ich fest überzeugt.

Nur ging uns dieser Fall sehr persönlich an. Johnny Conolly war von der anderen Seite erwischt worden. Nein, da dachte ich falsch.

Man hatte ihn geholt, und er war freiwillig mitgegangen, wie mir Bill erklärt hatte.

Ich glaubte auch daran und dachte schon weiter. Morgana Layton hatte etwas mit ihm vor.

Die gleiche Frage stellte mir auch Glenda.

Ich verzog die Lippen. Süßsauer wirkte mein Lächeln. »Wenn ich das wüßte, Glenda, wäre mir wohler. Morgana Layton ist gefährlich. Zudem kann man sie als absolute Dienerin des Götterwolfs Fenris bezeichnen. Wenn sich da etwas tun sollte, können wir uns warm anziehen.«

Glenda ließ nicht locker. »Aber sie hat mit dir gesprochen, John, dich angerufen.«

»Stimmt. Da ging es um Nadine. Wahrscheinlich finden wir sie dort, wo auch Johnny steckt. Da könnten wir dann mehrere Dimensionen durchforsten, ohne sicher zu sein, daß wir auch einen Erfolg haben. Ich soll mit offenen Augen durch die Welt gehen, das legte sie mir nahe.« Ich schüttelte den Kopf. »Als wäre das alles im Leben. Nie sind wir mit geschlossenen Augen umhergelaufen…«

»Hinweise kann und wird es geben!« erklärte Suko. Er hatte sich vorgebeugt. »Wenn dir die Wölfin schon so einen Tip gibt, dann muß etwas daran sein.«

»Auf was willst du besonders achten?«

»Wir nehmen alles genauer.«

Ich hob die Schultern, drehte meine Tasse und verengte die Augen, als ich auf den Kaffeerest starrte. »Da gibt es die Insel Avalon. Sie ist wahrscheinlich von Nadine besucht worden. Nur dort kann meiner Ansicht nach der Austausch stattfinden.«

»Was sollte Johnny dabei?«

»Ich weiß es nicht, Glenda. Ich kenne die Pläne dieser Werwolf-Mafia nicht. Die haben ein Spiel angeleiert, bei dem mir der Durchblick fehlt.«

»Dann müssen wir uns eben auf die offenen Augen verlassen. Und die Ohren ebenfalls«, lächelte mein Freund.

Glenda stand auf und ging. Mit der Kanne kam sie zurück, schenkte nach und stellte keine Fragen, was besser war, denn wir wollten unseren Gedanken nachhängen.

Es war ja nicht so, als wären wir beide nur untätig. Wir hatten schon etwas in die Wege geleitet. So wollte ich über alles informiert werden, was sich an gewöhnlichen und außergewöhnlichen Dingen ereignete und mit der Polizei in Berührung kam. Man hatte uns schon die

Vorfälle der vergangenen Nacht aufgelistet. Nach einem ersten Durchschauen hatten wir herausgefunden, daß es nichts gab, was uns hätte weiterhelfen können.

Ich hörte aus dem Vorzimmer Stimmen. Glenda hatte Besuch bekommen. Sie bedankte sich bei dem Mann, trat in unser Büro, und wir sahen ihrem Gesicht an, daß etwas passiert war.

»Und?« fragte ich.

»Hier.« Sie legte etwas auf den Schreibtisch. Es war ein Foto, das wir gemeinsam anschauten, und ich hatte plötzlich den Eindruck, als würde sich das gesamte Büro um die eigene Achse drehen…

***

Johnny Conolly wunderte sich darüber, daß er dieser Fremden so vertraute. Er saß neben ihr im Auto, schaute hin und wieder nach draußen, wo die wenigen Lichter vorbeihuschten, denn die Londoner Vororte lagen bereits hinter ihnen.

»Wo fahren wir denn hin?« Diese Frage stellte Johnny bereits zum wiederholten Mal.

Und er bekam wieder die gleiche Antwort. »Hast du nicht deine Freundin sehen wollen?«

»Ja.«

»Dann freue dich darauf, daß du sie bald zu Gesicht bekommen wirst, mein Bester.«

Der Junge schwieg. Die Lippen hielt er fest zusammengepreßt. Er bewegte sie dabei, ohne zu sprechen. Manchmal nur zwinkerte er mit den Augen oder legte die Stirn in Falten, dann sah er aus, als würde er über irgend etwas nachdenken.

Die Gegend kannte er nicht. Zudem war es dunkel, und er konnte sich deshalb schlecht orientieren. Aber er stellte sich die Frage, ob er etwas falsch gemacht hatte, und plötzlich stieg ein Gefühl der Furcht in ihm hoch.

Er wollte nicht, daß die rechts neben ihm sitzende Frau etwas merkte. Deshalb riß er sich zusammen und schnitt kein Thema mehr an. Womöglich verriet er sich noch durch seine zitternde Stimme.

Die Frau war hübsch. Das Haar paßte zu dem gleichmäßig geschnittenen Gesicht. Wenn nur die kalten Augen nicht gewesen wären und die manchmal so verkniffen wirkenden Lippen, Johnny hätte Morgana sogar richtig nett finden können.

Sie trug Jeans, einen Pullover und eine dreiviertellange Jacke, die fast bis zu den Kniekehlen reichte. Sportlich sah sie aus und gleichzeitig auch wild. Wie eine Person, die genau wußte, was sie tat und was sie wert war.

Irgendwann stoppten sie. Johnny, der ein wenig gedöst hatte, schreckte hoch.

»Sind wir da?«
»Nein.«
»Aber Sie haben angehalten.«
»Das stimmt schon.« Sie zog den Zündschlüssel ab und ließ ihn in die rechte Außentasche gleiten. »Wir haben noch Zeit, wir werden hier warten. Versuche du, die Augen zu schließen, das ist besser für dich.«
»Aber Sie wollten mich zu Nadine bringen.«
»Das stimmt auch.«
»Und?«
»Später.«
Johnny lagen noch zahlreiche Fragen auf der Zunge. Allerdings traute er sich nicht, sie zu stellen. Zwischen ihm und der Frau schien eine Mauer zu stehen, gläsern zwar, aber sie war vorhanden.
Morgana drehte den Kopf nach links. Johnny schaute in ihre Augen, in diese fürchterlich kalten Laternen.
»Was ist?«
»Nichts, Morgana, nichts.«
Die Layton nickte. »Denke immer daran, daß ich es bin, die dich zu Nadine führen kann, klar?«
»Sicher.«
»Ich werde jetzt aussteigen und mich ein wenig in der Gegend umschauen, Johnny.«
»Was ist mit mir?«
»Du bleibst im Wagen sitzen!« Sie beugte sich Johnny entgegen.
»Damit ich mich auch auf dich verlassen kann, Junge, werde ich dich festbinden müssen.« Im nächsten Augenblick hielt sie ein paar Handschellen fest.
Johnny schielte auf die stählernen Kreise und spürte tief in sich die würgende Furcht. »Ich tue wirklich nichts, Morgana. Warum soll ich denn gefesselt werden?«
»Nur zur Sicherheit.«
Johnny dachte an Flucht. Den gleichen Gedanken vollzog auch die Layton nach. Bevor der Junge sich bewegen konnte, packte sie blitzschnell zu. Ihr Griff war hart, er umklammerte Johnnys linke Schulter, ließ ihn nicht mehr los.
Sie zog ihn so weit zu sich heran, wie es nötig war. Dann klickte ein Kreis um das linke Handgelenk, den anderen verband Morgana mit dem Lenkrad.
»Das war es«, sagte sie.
Johnny konnte es nicht fassen. Er rutschte bis auf die äußerste Kante des Sitzes, wo er in einer schiefen Haltung hockenblieb. Als Morgana die Wagentür öffnete, traute er sich nicht danach zu fragen, wohin sie gehen wollte.
Der Schwall an kühler Luft erfüllte für einen Moment das Innere des

Fahrzeugs. »Es dauert nicht lange, Junge«, erklärte sie und hämmerte die Tür wieder zu.

Johnny schaute ihr nach, wie sie durch die noch vorhandene Finsternis schritt und sehr bald verschwunden war.

Sie parkten in einer einsamen Gegend, geschützt durch die hohen Bäume eines Waldstücks. Johnny drehte an der Kurbel und sorgte dafür, daß die Scheibe nach unten glitt.

Er lauschte.

Von Morgana Layton war weder etwas zu sehen noch zu hören.

Wie ein Schatten hatte sie sich mit der Finsternis vereinigt, war eingetaucht und weg.

Der Junge blieb allein zurück. Er fühlte sich so verdammt einsam, die Stille zerrte an seinen Nerven. Das Gefühl, auf einer Insel zu hocken und von Gefahren umlagert zu sein, verstärkte sich zusehends. Er lauschte dem eigenen Herzschlag nach, dessen Echos durch sein Gehirn brandeten. Zwangsläufig stellte er sich die Frage, ob er wirklich alles richtig gemacht hatte. Würde ihn diese Frau tatsächlich zu Nadine führen oder war alles nur eine raffinierte Entführung gewesen, um seine Eltern zu erpressen?

Das konnte Johnny sich zwar nicht vorstellen, aber er schob die Möglichkeit auch nicht von sich.

Der Wagen stand so, daß Johnny in die östliche Richtung schauen konnte.

Dort tat sich etwas, denn da genau verlor der Himmel seine dunkle Farbe und bekam einen hellgrauen Streifen.

Morgendämmerung.

Wie lange sollt er noch auf Morgana warten? Eine Zeit hatte sie nicht angegeben. Allerdings war der Junge davon überzeugt, daß sie irgendwann zurückkehren würde. Sie mußte es, denn sie hatte mit ihm einiges vor.

Bisher war es still gewesen. Nur wenn der Wind altes Laub vor sich herschob, hatte Johnny das Rascheln gehört. Es war eins mit der Umgebung geworden.

Ab und zu bewegte er die Finger der rechten Hand. Sie sollten durch die unnatürliche Haltung nicht einschlafen.

Ein anderes Geräusch munterte ihn auf.

Er wußte zunächst nicht, wo er es hinstecken sollte. Es war ein Grunzen oder Schmatzen, als wäre ein Tier in seiner unmittelbaren Nähe damit beschäftigt, sich satt zu fressen. Dazwischen vernahm er ein Stöhnen, dann ein Heulen, und seine Furcht steigerte sich.

Er kannte sich einigermaßen aus und wußte auch über Werwölfe Bescheid. Schon mehr als einmal war er in diese Fallen gelaufen. Die neuen Geräusche deuteten auf einen Werwolf hin.

War Morgana eine derartige Bestie?

Der Gedanke daran regte ihn auf und bereitete ihm gleichzeitig ein schlimmes Unbehagen. Er mußte es wissen, es war wichtig, denn diese Bestien griffen Menschen an.

Johnny atmete heftig. Er wollte überall hinschauen, die Gegend mit seinen Blicken durchforsten, nur konnte er nichts entdecken, diese morgendliche Graue nahm ihm die Sicht.

Wo verbarg sich Morgana? Fast hätte er ihren Namen gerufen, bis ihm einfiel, daß dies der falsche Weg war. Er wollte sie nicht auf sich aufmerksam machen.

Johnnys Hände zitterten. Er kam sich vor wie ein Gefangener, der irgendwann abgeführt werden sollte. Wilde Vermutungen und Phantasien schossen ihm durch den Kopf. Er sah sich plötzlich in den Klauen einer Bestie, die gnadenlos zupackte und ihn zerriß…

Johnnys Atem ging heftig. Vor seinen Augen tanzte die Umgebung. Er war nicht mehr in der Lage, die einzelnen Dinge klar zu unterscheiden. Ihm fehlte die Erfahrung, und er hörte die Geräusche plötzlich aus nächster Nähe.

Johnny schrie leise auf, drehte den Kopf nach rechts, starrte in das Zwielicht und glaubte, dort einen Schatten zu sehen, der dicht über den Boden huschte.

Dann erklang das Heulen!

Nicht sehr laut, eher gedämpft, aber ungemein klagend, als würde jemand sein Schicksal bejammern.

Johnny bewegte sich nicht. Er saß starr auf seinem Sitz. Wie angefroren wirkte er dort. Die Augen geöffnet, ohne etwas erkennen oder wahrnehmen zu können. Jeden Augenblick rechnete er damit, daß die Tür aufgerissen und er aus dem Fahrzeug gezerrt wurde oder daß man ihn im Auto überfiel und tötete.

Tatsächlich bekam das Fahrzeug einen harten Schlag. Am Kotflügel hatte es den Wagen erwischt. Er geriet ins Schaukeln. Johnny machte die Bewegung mit, mit der freien Hand klammerte er sich fest und vereiste innerlich.

Die nächsten Sekunden wurden für ihn zu einer Hölle aus Qual und Pein. Wann würde der oder die Unbekannte die Tür aufreißen und sich auf ihn stürzen?

Das geschah nicht.

Der Junge saß da, lauschte, wartete, hörte abermals ein gefährlich klingendes Knurren, dann ein Schleifen und danach das leise, auf-und abschwellende Heulen.

Danach war es still, sehr still sogar. Er hätte an sich aufatmen können, was Johnny nicht tat, denn der Druck auf seiner Brust wollte einfach nicht weichen.

Er hörte sich selbst heftig und laut atmen. Es waren die einzigen Geräusche, ansonsten stand das Fahrzeug auf einer Insel der Stille.

Allmählich entspannte er sich wieder, schaute durch die Frontscheibe, ohne die düstere Umgebung direkt wahrzunehmen. Nur allmählich schälten sich die Konturen der noch kahlen Äste hervor. Sie wirkten wie ein Gemälde, das jemand einfach in die Gegend gestellt hatte.

Dann hörte er Schritte.

Johnny nahm sie zwar wahr, doch er hatte seinen inneren Abwehrmechanismus eingeschaltet und kümmerte sich nicht weiter darum. Er wollte nicht, daß jemand kam, ihn mitnahm und etwas Furchtbares mit ihm anstellte.

Neben der Fahrerseite verstummten die Schritte. Er schielte nach links, wo der Schatten einer Gestalt hochwuchs. Ein Arm bewegte sich, tastete nach dem Türgriff und öffnete den Wagenschlag.

Morgana Layton stieg ein.

Johnny unterdrückte einen Schrei, der schon in ihm hochgestiegen war. Er schaute auf die Frau, die mit nervösen Bewegungen ihr Haar zurückstrich, knapp lächelte, ihm ansonsten aber keinen Blick zuwarf und sich auch nicht um seine Handschelle kümmerte.

Sie blieb steif hocken, den Kopf gegen die Nackenstütze gelehnt, nach vorn schauend und sprach auch nicht.

Johnny traute sich ebenfalls nicht, die Person anzusprechen. Er blieb reglos hocken und beobachtete, wie die Hände der Frau den Kreis des Lenkrads nachzeichneten, den Rand der Handschellen erwischten und dort verharrten.

Johnny schaute auf die Hand.

In der nächtlichen Finsternis wäre es ihm wohl kaum aufgefallen, in diesem grauen Schein jedoch bekam er mit, daß sich die Hand verändert hatte.

Sie war dunkler geworden…

Das irritierte Johnny, denn für ihn sah es so aus, als würde ein Schatten auf ihr liegen.

»Was ist denn?«

»Nichts.«

Morgana lachte. »Doch, Johnny, du hast etwas. Du starrst so auf meine Hand.«

»Tue ich das?«

»Sicher.«

»Ich… ich weiß nicht. Es ist bestimmt eine Täuschung. Ich habe mit Ihrer Hand nichts zu tun.«

Morgana holte den Schlüssel hervor und löste die Handschelle.

Der Junge atmete auf. Irgendwie fühlte er sich befreiter und rieb seinen Knöchel, während Morgana ihre Hand auf seinen Oberschenkel legte. »Da, du kannst fühlen.«

Johnny zögerte. Der Schatten war geblieben. Er drängte die Furcht in

ihm hoch.

»Na los, Junge…«

Da überwand er sich. Kaum hatte er die Fläche berührt, zuckte er zusammen.

Wie Samt hatte sich die Haut angefühlt. Weich, flaumig…

»Nun?«

Johnny gab keine Antwort. Er streifte seine Hand gegen den Strich und stellte fest, daß sich die feinen Härchen aufrichteten. Jetzt wußte er Bescheid.

»Fell!« flüsterte er, »das ist ja… das ist ja Fell.«

»Genau!«

Johnny schluckte und zog seine Hand so hastig zurück, als hätte er sich die Haut verbrannt. Ihm schossen viele Vermutungen durch den Kopf. Allerdings wagte er nicht, auch nur eine von ihnen auszusprechen. Er wollte es auch nicht wissen.

»Hast du das Fell gefühlt, Junge?«

»Ja…«

»Weißt du Bescheid?«

Jetzt mußte er eine Antwort geben, obwohl er es nicht wollte.

»Wahrscheinlich«, flüsterte er mit Zitterstimme.

»Schön und was glaubst du?«

»Du… du bist eine von ihnen, nicht wahr? Du gehörst zu den schlimmen Geschöpfen.«

»Welche meinst du denn damit?«

»Die Wölfe, die Werwölfe.«

Morgana Layton mußte wieder lachen. »Ja, mein Junge, das stimmt. Du hast es erfaßt. Ich gehöre zu ihnen. Ich bin eine von ihnen, und ich war draußen, um zu regenerieren.«

Über Johnnys Körper rann ein Schauer. »Ich hörte es, ich habe es gehört, das stimmt alles.«

»Was hast du gedacht?«

»Nichts, weil ich nichts denken konnte. Ich hatte einfach eine zu große Angst.«

»Rechnetest du damit, daß ich über dich kommen und dich zerfleischen würde?«

»Genau.«

»Dann hast du dich geirrt. Zumindest vorerst. Nein, ich habe dich mitgenommen, weil ich dich brauche.«

Johnny fiel zunächst ein Stein vom Herzen. »Wozu wirst du mich brauchen wollen?«

»Das weiß ich noch nicht genau. Aber deine Freundin Nadine spielt dabei eine Rolle.«

Johnny nickte. »Du hast versprochen, mich zu ihr zu führen, Morgana. Gilt das noch?«

»Ich halte mein Versprechen.«
»Wann werden wir sie sehen?«
»Wenn es hell geworden ist. Ich spüre, daß sie noch nicht da ist, Junge. Wir müssen etwas warten. Ich glaube fest daran, daß alles in die richtigen Bahnen hineinläuft.«
Johnny stellte keine Fragen mehr. Er blickte stumm durch die Scheibe. Inzwischen war es so hell geworden, daß er seine Umgebung normal erkennen konnte.
Morgana Layton hatte das Fahrzeug nahe eines Waldrands abgestellt. Eine gute Deckung, denn auch der schmale Weg, der von der Straße abzweigte, endete hier.
»Hast du Hunger?« fragte sie und strich über ihren Handrücken, wo das Fell verschwunden war.
»Nein.«
»Es wäre auch schwer gewesen, für dich etwas zum Essen zu holen. Aber das ist nicht so wichtig. Dir geht es um Nadine.«
»Ihnen doch auch.«
»Klar.«
»Und weshalb? Sie ist bestimmt nicht Ihre Freundin, eher eine Feindin. Was also wollen Sie?«
Es war eine gute Frage gewesen, und Morgana mußte ziemlich lange über eine Antwort nachdenken. »Das ist schwer zu erklären, Johnny, sehr schwer sogar.«
»Ich warte.«
»Was sie vorhat, darf nicht geschehen, verstehst du das? Wir wollen nicht, daß sie wieder in ihre alte Gestalt zurückkehrt. Sie soll so bleiben.«
»Wer ist wir?«
»Fenris…«
»Der Götterwolf!«
Morgana zeigte sich überraschte »Ho, du kennst dich sehr gut aus, Junge. Mein Kompliment.«
»Ich hörte es von meinen Eltern.«
»Ach ja, ich vergaß.« Sie lächelte. »Auch deine Eltern werden dir jetzt nicht helfen können.«
Johnny hob die Schultern. In den vergangenen Sekunden war es wieder heiß in seine Kehle hochgestiegen, als von den Eltern die Rede gewesen war. Er wußte sehr gut, daß sie sich große Sorgen um ihn machten, und er selbst litt unter Vorwürfen, ihnen nicht Bescheid gegeben zu haben.
»Denkst du jetzt an John Sinclair?«
»Nein.«
Morgana amüsierte sich. »Bestimmt wäre dir der Gedanke an ihn gekommen, Johnny, ganz bestimmt sogar. Ich will dir etwas sagen.

Auch er ist eine Größe in unserem Spiel.«

»Onkel John?«

»Ich rief ihn an.«

»Warum?«

Morgana lachte. »Das ist meine Sache.« Sie schaute auf die Uhr.

»Ich glaube, wir können allmählich starten.«

»Wohin?«

»Wir fahren zu einem Steinbruch. Dort wirst du eine sehr bekannte Freundin treffen.«

»Nadine also?«

»Johnny, du hast es erfaßt.« Sie lachte hart auf und ließ gleichzeitig den Motor an…

***

Obwohl Johnny Conolly nicht mehr an das Lenkrad gekettet war, fühlte er sich keineswegs sicherer oder wohler. Er hatte einiges erfahren und dachte daran, daß jemand, der soviel preisgab, sich seiner Sache mehr als sicher war.

Der Junge ahnte, daß einiges auf ihn zurollte. Er mußte sich nur davor hüten, daß es ihn nicht überrollte.

Sie fuhren durch die Gegend, die Johnny ebenfalls unbekannt war.

Waldreich, war das riesige Gelände. Es gab nur wenige Straßen, kaum Häuser und auch kaum Menschen.

Ein unheimliches Bild manchmal, denn Nebelschwaden stiegen wie große Dampfwolken aus den Feuchtgebieten in die Höhe und verteilten sich als lange Bahnen.

Es war Samstag. Der Verkehr hielt sich in entsprechenden Grenzen. Ab und zu kamen ihnen Fahrzeuge entgegen, sie überholten auch andere Autos, dann bog die Frau auf eine schmale Straße ab, die geradewegs in ein urwüchsiges Gelände hineinführte.

»Ist der Steinbruch denn leer?« wollte Johnny wissen.

»Nein. Es wird dort auch am Samstag gearbeitet. Das weiß ich. Man will die letzten Reste so schnell wie möglich entfernen. Da soll wieder aufgeforstet werden.«

Morgana sprach wie eine normale Frau, was den Jungen sehr wunderte. Er konnte sich kaum vorstellen, es hier mit einer gefährlichen Bestie zu tun zu haben.

Er versuchte, nicht mehr an sein eigenes Schicksal zu denken, sondern an das der Nadine Berger. Die Wölfin war verschwunden, sie hatte sich für John Sinclair geopfert, damit er sein Alter wieder zurückbekam. Das war für ihn noch immer schwer zu fassen. Ebenso wie eine Rückverwandlung der Wölfin in einen normalen Menschen. Johnny überlegte schon jetzt, wie er sich ihr gegenüber verhalten würde.

Kalt kroch es seinen Rücken hinab, als er sich vorstellte, daß er mit einer normalen Nadine bestimmt nicht so gut zurechtkommen würde wie mit der Wölfin.

Sie befanden sich auf einer ziemlichen Höhe. Wenn die Bäume mal die Sicht freigaben, lag rechts von ihnen bereits der Steinbruch. Er sah aus wie ein gewaltiges künstliches Tal.

Morgana Layton fuhr langsamer, bevor sie den Wagen in eine Linkskurve lenkte und stoppte.

»Aussteigen, Junge.«

Johnny zögerte noch. »Und dann?«

»Steig erst einmal aus!« Der Ton ließ keinen Widerspruch zu, das hatte Johnny schon festgestellt.

Er öffnete die Tür, stieg aus und merkte, als er auf dem weichen Boden stand, daß seine Knie zitterten. Die letzten Ereignisse hatten bei dem Jungen ihre Spuren hinterlassen. Sie zeichneten sich auch in seinem Gesicht ab, dessen Haut grau aussah.

Morgana hatte die Tür ins Schloß gedrückt. Sie hielt das Gesicht gegen den Wind, der ihre Haare nach hinten wehte. Der Junge beobachtete sie und suchte an ihr nach werwolfshaften Spuren.

Er konnte keine mehr entdecken.

Sie kam auf ihn zu, umfaßte seinen linken Arm in Höhe des Ellbogens und schob ihn nach vorn.

»Wohin denn?«

»Das wirst du sehen, Junge. Zunächst einmal werden wir am Rand des Steinbruchs stehenbleiben.«

»Und dann?«

Sie lachte. »Abwarten.«

Johnny tat, was die Frau verlangte. Der Boden war weich, auch staubig. Die hohen Bäume wirkten wie Wächter der Natur, die es nicht zulassen wollten, daß noch mehr Bäume abgeholzt wurden.

Einige von ihnen standen dermaßen dicht an der Grenze, daß ihr gewaltiges Wurzelwerk sich sogar aus dem Stein hervorgehoben hatte wie mächtiges Gedärm.

Morgana knickte einige Zweige zur Seite, um freie Sicht zu bekommen. Johnny stand neben ihr.

Am Himmel trieben graue Wolken. Der Wind wehte in ihre Gesichter. All das merkte Johnny nicht, denn er hatte nur Augen für die tote Frau, die tief unter ihm auf dem Grund des Steinbruchs lag.

Auch Morgana hatte sie gesehen.

»Ist sie das?« hauchte der Junge.

»Ja, das ist Nadine Berger. Und sie hat es tatsächlich geschafft!« knirschte Morgana.

Johnny holte tief Luft. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Am liebsten wäre er in die Tiefe gesprungen, um mit Nadine zu reden,

aber konnte sie überhaupt sprechen? Die Frau dort machte nicht den Eindruck, als würde sie noch leben.

»Die… die ist tot!« ächzte der Junge. »Ich spüre es, ich sehe es. Sie bewegt sich nicht.«

Dafür bewegten sich die beiden Arbeiter, die in ihrer Nähe standen. Sie hatten die Tote entdeckt. Was sie miteinander sprachen, drang nicht bis zu den Beobachtern hoch, aber sie waren doch ziemlich von der Rolle, was ihren Bewegungen anzusehen war.

Einer von ihnen lief mit schnellen Schritten weg, der andere blieb.

Morgana dachte nach und entschied sich blitzschnell. Bevor Johnny sich versah, hatte sie den Jungen zurückgezerrt. Er stolperte hinter ihr her. Erst an einem Baum blieben sie stehen. Der Stamm war schlank genug, um von Johnny umfaßt werden zu können.

Morgana klickte die stählerne Acht um seine Gelenke und bedeutete ihm, auf sie zu warten.

»Wo wollen Sie hin?«

Sie drehte sich nicht einmal um. Ihr Weg führte sie von nun an direkt in den Steinbruch hinunter.

Zeugen hatte sie schon immer gehaßt!

***

Fox stand da, wie vom Donner gerührt und machte sich schwere Vorwürfe. Weshalb hatte er die Frau nicht gehört? Sie konnte doch nicht fliegen, zum Henker! Er fragte sich, was diese Person in den blauen Jeans hier unten zu suchen hatte.

War sie die Mörderin?

Danach sah sie eigentlich nicht aus. Man konnte sie als eine chice Person ansehen, und auch das schmale Lächeln auf dem Gesicht wirkte harmlos. Doch wer lächelte schon beim Anblick einer Toten?

Es sei denn, diejenige Person wußte genau Bescheid.

Fox spürte das kalte und enge Gefühl im Nacken. Für ihn war es ein Warnsignal. Er ließ sich trotzdem nichts anmerken, grinste schief und verzerrt, während er den rechten Arm zum Gruß hob.

»Hallo…« Dann lachte er. »Darf ich fragen, was Sie hier suchen, Madam?«

»Was tun Sie hier?«

»Ich arbeite.«

»Mit einer Toten?«

Fox hatte den Eindruck, als würde die Person sich über ihn lustig machen. Ihre Sicherheit beeindruckte und ängstigte ihn zugleich.

Diese Frau wußte genau Bescheid, sie war gefährlich.

»Die haben wir gefunden.«

Morgana zog die Augenbrauen in die Höhe. »Ach ja? Wir, haben Sie gesagt.«

»Mein Kollege und ich.«
»Wo steckt er denn?«
»Der ist gefahren, um die Polizei zu alarmieren. Sie wird gleich hier eintreffen.« Jetzt war er froh, diesen Satz gesagt zu haben. Möglicherweise ließ sich die Unbekannte beeindrucken.
Das tat sie nicht. Sie nickte nur.
»Was soll die Polizei schon hier? Sie wird nichts finden.«
»Ist die Tote denn gar nichts?«
»Doch, aber sie steigt kaum dahinter, was tatsächlich mit ihr los ist.«
»Dann wissen Sie mehr, wie?«
»Das kann sein.«
Fox erschrak. Diese Frau strömte eine Kälte aus, die ihn warnte. Er kam sich auf einmal so unterlegen vor. Das war ihm noch nie im Leben passiert. »Was wissen Sie denn über die Tote?«
»Alles. Und ich möchte nicht, daß Sie meine Kreise stören. Deshalb muß ich Sie leider aus der Welt schaffen.«
Fox hatte die Worte gehört. Allein, ihm fehlte der Glaube daran. In seinem Mund breitete sich ein Geschmack aus, als hätte er kurz zuvor an einem Auspuffrohr gelutscht. Ihm wurde heiß und kalt zugleich, der Magen bildete einen Klumpen, und er schaute nicht richtig hin, sonst hätte er gesehen, daß mit der Frau etwas nicht stimmte, denn sie war dabei, sich zu verwandeln.
Ihre Arme zuckten, als hätte man sie in kaltes Wasser getaucht und wieder hervorgezogen. Plötzlich bildeten sich auf ihren Händen Schatten, aus denen die Finger hervorwuchsen, die wiederum mit messerscharfen Nägeln bestückt waren.
»Verdammt!« keuchte Fox. »Ich verstehe nicht, was das soll. Wer… wer sind Sie?«
Morgana Layton sprang. Obwohl noch nicht völlig in einen Werwolf verwandelt, glichen ihre Bewegungen denen eines Raubtiers.
Sie wuchtete auf den entsetzten Arbeiter zu und bekam ihn zu fassen, noch bevor dieser zu einer Abwehrbewegung fähig war.
Die Krallen waren wie böse Klingen oder gebogene Messer. Sie hackten in die Jacke hinein, rissen sie auf, und der schwere Stoff fetzte auseinander wie Papier.
Er stolperte rückwärts, bekam noch einen Stoß, so daß er zu Boden geschleudert wurde.
Morgana fiel auch.
Fox schrie, als er das grauenvolle Bild über sich sah. Dieses Frauengesicht mit den grünen, gefühllosen, raubtierhaften Augen, dem verzerrten Mund den beiden Krallen, die rechts und links des Gesichts als böse Mordwaffen nach unten rasten.
Den Schrei hörte selbst Johnny Conolly, der zwangsläufig den Stamm umklammert hielt und furchtbare Angst bekam.

Die spürte Fox nicht mehr.

Die Krallen hatten ihn voll erwischt. Als Morgana die Hände wieder hervorzog, tropfte Blut von den Nägeln und besprenkelte die nähere Umgebung.

Morgana Layton war zufrieden. Sie konnte jetzt keine Zeugen gebrauchen. Die hätten ihre Pläne gestört. Sie glaubte zudem daran, daß der Mann nicht gelogen hatte und sein Kollege die Polizei alarmieren würde. Bis dahin mußte sie gewisse Spuren beseitigt haben, auch was den Körper der Nadine Berger anging.

Bisher hatte alles geklappt, der Zeitplan stimmte auf die Minute.

Plötzlich aber trat eine Veränderung ein. Dem zweiten Mann mußte es gelungen sein, die Bullen sehr schnell alarmiert zu haben, denn das Wimmern einiger Sirenen hallte wie ein unheimlicher Klang durch die Mulde des Steinbruchs.

Aus dem Mund der Morgana Layton drang ein Geräusch zwischen Knurren und Fluchen.

Plötzlich wurde die Zeit verdammt knapp. Es würde ihr nicht einmal gelingen, auch nur eine Leiche wegzuschaffen. Nur sie konnte noch verschwinden, das war alles.

Und so hetzte sie los. Es gab einen schmalen Weg zwischen den Felsen, den sie hochklettern konnte. Sehr bald schon hatte sie Johnny Conolly erreicht, der aus großen Augen auf die noch blutbefleckten Klauen schaute und sich nicht traute, eine Frage zu stellen.

Morgana schaute ihn kalt an, bevor sie sagte: »Du hältst den Mund, Junge. Wenn nicht, ergeht es dir so wie dem Mann da unten.« Sie wedelte mit der rechten Klaue und schaute zu, wie einige Tropfen Blut abspritzten und auf dem Gesicht des Jungen landeten, wo sie ein makabres Muster hinterließen…

***

London wurde für uns zu einem Problem!

Nicht die Stadt selbst, sondern der Verkehr, der an einem Samstag die Straßen verstopfte. Mir kam es vor, als wollte ein jeder, der in den Außenbezirken lebte, in die City strömen, um sein Geld loszuwerden.

Auch Suko gefiel der Verkehr nicht. Er saß mit unbewegtem Gesicht neben mir und lauschte dem Klang der Sirene auf dem Dach.

Sie wurde durch einen Magneten gehalten.

Viele Wochenendausflügler machten nur widerwillig Platz, so daß ich mehr als einmal gezwungen war, über Gehsteige zu fahren, natürlich nur, wenn ich keinen Menschen dabei gefährdete.

Noch immer dachte ich an die Bilder, die uns gefaxt worden waren. Aufnahmen von zwei Toten. Einem Mann und einer Frau.

Den Mann kannte ich nicht, die Frau allerdings war mir bekannt.

Nadine Berger!

Wie es in meinem Inneren aussah, kann sich jeder vorstellen. Da drehten sich die Eingeweide im Kreis. Ein völliges Durcheinander herrschte vor, ich war eigentlich nicht fähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

Sah so das Ende der Nadine Berger aus? Hatte sie das nach all den Jahren als Wölfin verdient?

Nein und abermals nein! Nur konnte ich die Tatsachen nicht wegleugnen. Die Frau auf dem Foto war die Nadine, so wie ich sie in Erinnerung hatte – und nicht einmal gealtert.

Meinetwegen hatte sie sich geopfert, war in das Maul des Riesen nach Avalon gelangt, um dort ihre normale menschliche Gestalt wiederzuerlangen.

Was war der Preis dafür gewesen? Der Tod, grausam und so verflucht endgültig.

Was hatte ich falsch gemacht? Was war überhaupt falsch gelaufen bei diesen Vorgängen?

Ich hatte keine Ahnung, ich wußte überhaupt nichts. Nicht einmal eine Hypothese war mir in den Sinn gekommen. Für mich existierte kein Grund.

Der Rover fuhr normal, nur kam er mir vor, als hätte er den Kontakt zur Fahrbahn verloren.

Ich schwebte über allem, wollte einfach wegfliegen und den Problemen entgehen.

»Achtung, John!«

Suko warnte mich. Ich stieg auf die Bremse, die Rückfront eines Busses wuchs bedrohlich hoch, doch der Rover kam früh genug zum Stehen. Tief atmeten wir beide durch.

»Soll ich nicht lieber fahren?«

»Okay, Suko.«

Wir wechselten die Plätze. Es ist manchmal besser, nicht den Superman spielen zu wollen, sondern auf Nummer Sicher zu gehen. So etwas konnte helfen, Unfälle zu vermeiden und Leben zu retten.

Mein Freund kannte die Strecke ebenfalls. Die beiden Leichen waren noch nicht dem Yard übergeben worden. Die lagen in einem Schauhaus im Süden von London.

Mehr wußten wir nicht. Nicht, wo die Toten gefunden worden waren und wer sie auf dem Gewissen hatte.

Der Mann sah fürchterlich aus, als wäre ein Raubtier über ihn hergefallen. Ich konnte mir denken, daß er mit den Krallen eines Werwolfs Bekanntschaft gemacht hatte und wußte auch, daß Morgana Layton auf nichts und niemand Rücksicht nahm.

Aber wie war Nadine Berger umgebracht worden? Ich hatte mir die Aufnahmen sehr oft angeschaut und auch unter der Lupe keine Verletzungen feststellen können.

Ein Rätsel…

Suko tat, was er konnte. Dennoch verging Zeit. Zwischendurch telefonierte ich mit Sir James Powell, der am Samstag ebenso im Büro war wie Glenda, die noch einiges aufzuarbeiten gehabt hatte.

Der Superintendent hatte seine Pläne über den Haufen geworfen und sich den Tag für uns freigehalten. Auch er konnte sich keinen Grund für den plötzlichen Tod der Nadine vorstellen.

»Wie ist es mit Bill? Willst du ihn nicht anrufen?«

Ich lehnte den Kopf zurück und schloß sekundenlang die Augen.

Wir hatten den Reporter nicht informiert, natürlich daran gedacht, dann allerdings Abstand davon genommen.

Beide wußten wir, wie die Conollys an der Wölfin gehangen hatten, diesen Schock wollen wir ihnen vorerst ersparen, bis wir genau Bescheid wußten.

»Nein, Suko, es bleibt dabei.«

Ich dachte natürlich auch an mein Patenkind. Mit Bill hatte ich ausgemacht, keine Fahndung nach Johnny anlaufen zu lassen. Wir wollten kein Aufsehen erregen.

Minuten später hatten wir endlich das Ziel erreicht. Die letzten Sirenenklänge echoten von der glatten Betonfassade des Leichenschauhauses ab, zu dessen Eingang eine breite Treppe hochführte, die ich mit langen Schritten nahm.

Ich rammte die Eingangstür auf, schaute mich um und sah, daß sich ein Mann aus einem schmalen Sessel erhob.

Ich kannte ihn, er war Chief einer Mordkommission und hieß Julius Clyder.

»Hallo, Sinclair.«

»Ich grüße Sie, Clyder.«

Der Chief reichte mir seine schwielige Hand. Er war ein Mann im mittleren Alter mit einem traurigen Gesicht und einer dicken Oberlippe, die weit vorstand.

Auch Suko stand jetzt neben mir und hörte meine Frage ebenfalls.

»Wo kann ich die Tote sehen?«

Clyder strich über sein graues, exakt gescheiteltes Haar. »Nicht so eilig, Kollege. Wollen Sie nicht zuerst hören, wo wir die beiden Leichen gefunden haben?«

»Natürlich.«

»In einem Steinbruch. Der Mann ist ein Arbeiter gewesen. Sein Kollege war weggefahren, um die Polizei zu alarmieren, da sie beide die Tote kurz zuvor entdeckt hatten.« Wir erfuhren noch einige Einzelheiten und auch darüber, daß der Doc gemeint hatte, jemand hätte auf den Mann ein Raubtier losgelassen.

»Aber daran glauben Sie nicht, wie?« fragte Clyder.

»Nein.«

»Konnte ich mir denken. Sie haben den Spezialjob. Was sagt der Spezialist dazu?«

»Ich tippe auf Werwolf!« meinte Suko.

Clyder enthielt sich einer Meinung. Er bat uns statt dessen, ihm zu folgen.

Wir hätten den Lift nehmen können, gingen jedoch über die Treppe in den Keller, wo eine Atmosphäre vorherrschte, die ich nicht mochte.

Sie war in diesen Häusern überall gleich, und sie kam mir vor, als würde man den Tod direkt greifen oder anfassen können.

Schattenloses Licht, die kahlen Wände, ein Stück grausamer Ewigkeit. Dazwischen dudelte ein Radio, und jemand sang einen alten Schlager mit. Ich hätte dem Mann am liebsten den Hals umgedreht, denn meine Gedanken drehten sich einzig und allein um das Thema Nadine.

Ich stellte mir schon jetzt vor oder versuchte mir vorzustellen, wie es sein würde, wenn ich vor ihr stand, in ihr Leichengesicht schaute und mich die verdammten Erinnerungen überwältigen würden.

Ich hatte es geschafft und die Magie des Alterungsprozesses ablösen können.

Nicht Nadine, sie war an ihrer eigenen Hilfsbereitschaft mir gegenüber gestorben.

Ohne daß ich es merkte, ballte ich die Hände zu Fäusten. Hätte mir in diesen Momenten jemand einen Spiegel vor das Gesicht gehalten, ich hätte darin einen Fremden gesehen, so alt, so grau und so verändert kam ich mir vor.

Die Schritte gaben auf dem nackten Boden Echos ab, die über die kahlen Wände geisterten. Noch immer saß der Klumpen in meinem Magen. Wenn ich Luft holte, kam es mir vor, als würde der Atemzug auf der Hälfte des Weges steckenbleiben.

Vor einer Tür stoppte Julius Clyder.

»Ich darf öffnen?« fragte er und drückte sie gleichzeitig auf.

Kälte schlug uns entgegen, dazu der Geruch nach Desinfektionsmitteln, und wir schauten auch in die Gesichter der hier arbeitenden Männer in grauen Kitteln.

Ärzte, Helfer und Leichenwäscher. Was hier unten versammelt war, hatte sämtliche Illusionen verloren.

Clyder begrüßte einen älteren Mann, der gelassen seine Pfeife rauchte.

»Das ist Doc Smarek. Er wird die beiden Toten untersuchen.«

Der Arzt hob kurz die Hand. In seinem osteuropäisch gefärbten Dialekt sprach er uns an. »Ich habe die Neuen noch nicht untersucht. Nur flüchtig.«

Die Neuen hatte er gesagt. Mein Gott, so konnte man auch nur sprechen, wenn man hier lange angestellt war.

Ihm gefiel wohl mein starres Gesicht nicht, und er fragte: »Haben Sie Probleme, Sinclair?«

»Zeigen Sie uns die Toten.«

»Wie Sie wollen.«

Zu viert gingen wir los. Der Doc öffnete eine Schiebetür. Ich schaute zu Boden, wollte nicht hinsehen, aber es führte einfach kein Weg daran vorbei.

Beide Leichen lagen auf einem wannenartig geformten Kunststofftisch. Die übrige Einrichtung dieses Raumes interessierte mich nicht, ich hatte nur Augen für die reglosen Personen und merkte, daß sich in meinem Innern abermals etwas veränderte.

Der Magendruck nahm noch weiter zu. Es kostete mich Überwindung, vor der männlichen Leiche stehenzubleiben, mir deren Verletzungen anzusehen und den Kommentaren zu lauschen.

»Es sieht aus, als wäre sie von einem Tier angefallen worden.«

»Sinclair denkt anders darüber, Doc.«

»Wie denn?«

»Ein Werwolf…«

Der Arzt räusperte sich nur. »Na ja, das ist seine Meinung. Ich kann ihm nicht widersprechen, weil ich die Untersuchung nicht einmal begonnen habe. Sie sehen ja, beide Toten tragen noch ihre Kleidung, in der sie gefunden wurden.«

»Die Wunde sieht tatsächlich so aus, als stammte sie von Werwolf klauen«, flüsterte mir Suko zu.

»Morgana Layton.«

»Was sagten Sie, Sinclair?«

»Nichts, Mr. Clyder, gar nichts.«

Mir tat der Mann leid, aber noch schlimmer war das Gefühl, das mich überkam, als ich an Nadine dachte. Plötzlich wollte ich keinen anderen mehr sehen. Sie sollten gehen, die Kollegen und auch Suko.

»Ich möchte allein sein!« flüsterte ich.

Mein Freund hatte es begriffen. Er erklärte es Clyder und dem Arzt.

Der Doc widersprach. »Das ist nicht üblich.«

»Und mir ist es in diesem Fall scheißegal, was hier üblich ist oder nicht. Ich will mir die Frau allein ansehen, haben Sie verstanden, Knochenflicker?«

Der Arzt bekam einen ängstlichen Blick. Mein Gesichtsausdruck mußte ihn geschockt haben. Er hob abwehrend die Hände. »Ist ja schon gut, Kollege, ist okay. Sie können allein mit der Toten bleiben.«

»Danke.«

Sie gingen zu dritt. Ich schaute ihnen nach. Suko wollte als letzter den Raum verlassen. Vor dem Ausgang drehte er sich noch einmal um und schaute mich an.

Ich nickte nur.

»Bis gleich, John!« Mehr sagte er nicht. Er drehte sich um und ging davon.

Auch ich drehte mich um. Mein Ziel war die veränderte und tote Nadine Berger…

***

Ich lehnte mich gegen die erhöhte Wanne und schaute sie an. War mein Gehirn verschwunden, meine Seele oder was auch immer?

Ich kam mir so vor, denn ich stand zwar mit beiden Beinen auf dem Boden, und doch überkam mich der Eindruck, langsam abzuheben und wegzufliegen. Dieses verdammte Leichenhaus war realistisch, ich erlebte keinen Traum, und doch wirkte die Szene auf mich, als würde ich von irgendeiner Kraft beherrscht, die mich einfach wegzerrte.

Gefühle wühlten in mir hoch. Gewaltige Berge an Erinnerungen, die Zeiten betrafen, bevor Nadine zur Wölfin geworden war. Da hatte sie als Filmschauspielerin gearbeitet und war auf dem besten Weg gewesen, ein Star zu werden.

Bis zu dem verdammten Tag und Schicksalsschlag, als sie in eine unheimliche Werwolf-Magie hineingeraten war, die sie praktisch in zwei Hälften geteilt hatte.

Der Körper war entmaterialisiert und in weite, fremde Dimensionen geschleudert worden.

Ihr Geist war dafür in den Körper einer Wölfin gefahren. Ein Tier mit menschlicher Seele und einem menschlichen Ausdruck in den Augen, das zum besten Freund der Familie Conolly geworden war.

Eine schreckliche Tatsache, an die wir uns hatten gewöhnen müssen. Wie oft und wie lange hatten wir uns bemüht, alles wieder rückgängig machen zu können! Verschollen in der Urzeit hatte ich Nadines Körper einmal gesehen. Von diesem Zeitpunkt an wußte ich, daß er trotz allem noch existierte. Und nun das.

Mir kam allmählich in den Sinn, daß alles seinen Grund gehabt haben mußte. Unsere Existenz, unser Leben, dies alles gehörte in den gewaltigen Kreislauf des Schicksals hinein, in den Makro- sowie den Mikrokosmos, über dem der Allmächtige steht und lenkt.

In meinen Augen brannte es, als hätte jemand Säure hineingekippt, und im Hals hatte ich einen dicken Frosch.

Im Innern hielt mich die Klammer ebenso fest wie äußerlich, obwohl ich keine von ihnen sah.

Der Anblick war kaum zu ertragen. Noch schimmerte das Haar in diesem unvergleichlichen Rot, noch sah ihr Gesicht so aus, wie ich es in Erinnerung hatte, nur eben bleicher.

Jeans und eine Bluse trug sie. Nadine kam mir vor, als hätte sie sich nur kurz hingelegt, um zu schlafen. Gleich würde sie erwachen, mir ihre Hand reichen, damit ich ihr hochhelfen und mich bei ihr

bedanken konnte, daß sie für mich den Weg in das Maul des Riesen Brân gegangen war, um nach Avalon zu gelangen.

Es hatte ihr geholfen, der Körper war wieder vorhanden, doch um welchen Preis?

Es gab kein Leben mehr in ihr. Alles war aus, war vorbei, sie lag als kalte Tote vor mir.

Warm dagegen waren die Tränen, die an meinen Wangen entlangrannen. Ich konnte meine Gefühle unmöglich beschreiben. Wie eine starr dastehende Salzsäule kam ich mir vor.

Verbraucht, verschlissen, mit dem Bewußtsein, alles falsch gemacht zu haben.

An die Conollys dachte ich nicht. Ihnen mußte ich die grausame Tatsache auch noch erklären, aber zunächst wollte ich ganz persönlich Abschied von ihr nehmen.

Die Kälte in der Leichenhalle hatte eine zweite Haut über meinen Körper gelegt. Ich streckte den Arm aus und berührte mit den Fingerspitzen ihre Haut an der Wange.

Kalt war sie…

Ich räusperte mich, wischte dann das Tränenwasser von meinen Wangen und schaute in die Augen der vor mir liegenden Frau.

Grün schimmerten sie.

Das gleiche Grün, das ich auch bei der Wölfin gesehen hatte. Nicht der Wölfin gesehen hatte. Nicht kalt oder grausam, sondern klar und sehr menschlich kamen mir diese beiden Augen vor.

Ein wohlgeformter Mund anstelle der Schnauze. Volle, reife Lippen, die kleine Nase, die hohe Stirn, das rötliche, leicht angedunkelte Haar mit dem braunen Schimmer. An einigen Stellen leuchtete es mahagonifarben. Die Zeit war einfach stehengeblieben.

Was hatte sie hinter sich? Wie war es ihr auf der Insel Avalon ergangen, und wer hatte für einen Rückweg von der Insel in das normale Leben gesorgt?

König Artus vielleicht? Oder Merlin, der Zauberer, der auf Avalon lebte?

Sie hätte mir vieles sagen können, aber ihr Mund blieb geschlossen, für immer.

Zum erstenmal war ich in der Lage, wieder Worte zu formulieren.

Ich wollte ihr einen leisen Abschiedsgruß zuschicken. Egal, ob sie mich hörte oder nicht.

»Adieu, Nadine!« hauchte ich. »Adieu, es tut mir leid, daß ich alles falsch gemacht habe…« Nach diesen Worten senkte ich den Kopf und wandte mich ab, denn ich konnte ihr einfach nicht mehr ins Gesicht sehen.

»Was sagst du da, John…?«

Ich hörte die Stimme. Sie war weich, sie klang fragend, sie hatte

mich angesprochen, und sie gehörte einer Frau.

Mein Gott, sie gehörte…

Ich fuhr herum.

»Nadine!« schrie ich und sah im gleichen Augenblick, daß ihr Mund lächelte…

***

Plötzlich war alles anders. Ein Ballon war explodiert, eine Mauer eingerissen, Vorhänge zur Seite gezogen, die meinen Blick in eine andere Richtung brachten.

Ich stand auf dem Fleck, innerlich eingefroren, ich hatte die weiche Stimme der Frau gehört und konnte nicht glauben, daß tatsächlich Nadine Berger gesprochen haben sollte.

Nein, das ging nicht…

Ich hörte mich atmen. Gleichzeitig kam ich mir vor wie auf einem schwankenden Brett stehend. Die kahlen Wände zerflossen innerhalb der schattenlosen Lichtstrahlen, die Knie gaben mir nach, jetzt hätte ich gern eine Stütze gehabt, denn mich überkam das Gefühl, einfach nach vorn zu fallen.

Ich hielt mich trotzdem, streckte die Arme vor, ohne daß ich es merkte und hielt mich am Rand des wannenhaften Gefäßes fest.

Ich konnte auf Nadine schauen. Auch ihr Körper schwang von einer Seite zur anderen. Es würde dauern, bis ich meinen Schock überwunden hatte. War die Stimme nur eine Einbildung gewesen?

Etwas berührte kalt meinen Handrücken. Kein Stück Eis, ich zuckte auch nicht zurück und behielt die Nerven.

Nadine hatte ihre Hand leicht angehoben und den Kopf ein wenig gedreht, so daß sie mich anblicken konnte.

Und ich gab den Blick zurück.

Was in diesen kurzen, aber trotzdem ungewöhnlich langen Sekunden zwischen uns beiden entstand, war ein nicht sichtbares Band aus Gefühlen, die einfach unbeschreiblich waren.

Wir starrten uns an, vielleicht bewegte ich auch meine Lippen, aber ich sprach nicht.

Ich war einfach weg.

Und Nadine stemmte sich hoch.

Eine Leiche, die aufstand, ein Zombie!

Brutal wie eine Kreissäge in das Holz, so schnitt dieser Gedanke, diese schreckliche Vorstellung, durch mein Gehirn. Hatte sich Nadine geopfert, um als Zombie zurückzukehren?

Der Gedanke daran ließ mich zurückweichen. Unwillkürlich ließ ich meine Handfläche über den Griff der Beretta gleiten. Vielleicht war sie es, wenn ja, dann mußte ich sie erschießen.

Ich zog die Waffe!

Mein Gott, was tobte in mir! Ich hätte nie gedacht, daß der Schrecken noch steigerungsfähig potenzierbar war. Ich machte Grausames mit. Meine Gefühlswelt war aufgerissen wie ein alter Flickenteppich.

Und Nadine Berger kletterte aus der verdammten Wanne. Ihre Schuhe schleiften über den Boden. Weiche Slipper aus Wildleder, etwas unmodern vom Schnitt her.

Dann stand sie auf.

Wir schauten uns an, bohrten die Blicke ineinander. Ich jedoch über den Lauf der Beretta hinweg.

Vorhin hatte sie gesprochen, jetzt hielt sie den Mund. Ich konzentrierte mich auf ihren Atem. Wenn sie doch einmal nur Luft holen würde, war alles gewonnen.

Das tat sie nicht…

Mein Zeigefinger lag am Abzug. Ich brauchte ihn nur um eine Idee nach hinten zu ziehen, dann würde die geweihte Silberkugel in ihren Körper fahren.

Für einen Moment dachte ich an die Conollys. Wenn Sheila, Bill und Johnny mich hier hätten sehen können, ich glaube, sie wären durchgedreht.

»Warum zielst du mit einer Waffe auf mich, John?« fragte Nadine sehr leise.

»Ich will etwas wissen.«

»Was?«

»Ob du ein Zombie bist, Nadine. Bist du eine lebende Leiche, oder bist du keine?«

Sie verzog die Lippen. Noch immer keine Atmung! »Mißtraust du mir so?«

»Nadine, ich will es wissen, zum Henker. Ich habe meine Erfahrungen sammeln können. Bist du untot?«

Sie kam vor, verkürzte mit jedem Schritt die Entfernung zwischen uns. Mir drang trotz der Kälte der Schweiß aus zahlreichen Poren.

Weshalb gab sie mir keine Antwort? Warum ließ sie mich weiter schmoren? Welches Spiel trieb sie mit mir? Wollte sie denn, daß ich abdrückte?

Ich zielte auf ihre Brust. Verdammt, es fiel mir selbst so schwer, und ich sah, daß sie wieder einen Schritt auf mich zuging. Nur mehr eine Armlänge trennte uns voneinander.

Was nun?

Sie ging weiter. Ich hätte schießen müssen, wen ich auf Nummer Sicher gegangen wäre.

Da spürte ich die Klammer der Finger um mein rechtes Handgelenk.

Sie hielt es fest und drückte mit einer fast zeitlupenhaft anmutenden Bewegung die Waffe zur Seite, so daß die Mündung ins Leere wies.

»Schieß doch!« keuchte sie, warf sich mir entgegen – und blies mir Atem ins Gesicht…

***

Kein Zombie!

Es war wie ein Schrei der Erlösung, der in meinem Innern aufbrandete, aber nur für mich hörbar war.

Kein Zombie, kein Zombie – Nadine lebte. Sie hatte dem Tod oder den schwarzmagischen Kräften, die sie bedrängten, ein Schnippchen geschlagen und war stärker als sie gewesen.

Dann spürte ich ihren Körper, wie er sich an mich drückte und mir das Gefühl des Lebens greifbar dokumentierte.

Nadine in den Armen zu halten! Himmel, wie lange lag das schon zurück! Ich spürte in meinem Innern ein Glücksgefühl, das kaum beschreibbar war. Eine Woge schoß in die Höhe, erreichte meinen Kopf, rötete die Haut, ich konnte es nicht fassen, und meine Hände strichen über den Rücken der Frau hinweg.

Sie preßte sich an mich, ich spürte ihren Körper, und es tat mir unheimlich gut. In diesem Augenblick waren all die Niederlagen aus meinem Gedächtnis gewischt, die ich erlitten hatte. Es gab nur uns beide.

Zwei Menschen, die lebten.

Sie war kein Zombie, sie hatte es mir bewiesen, aber sie hatte mich auch auf eine schwere Probe gestellt.

Ich spürte weiche Lippen an meinem Ohr, während Nadine sich auf die Zehenspitzen gestellt hatte. »Hättest du denn geschossen, John?«

»Ich weiß es nicht.«

»Das mußte ich tun, ich wollte es auch, und ich…« Sie konnte nicht mehr weitersprechen, drückte sich von mir weg, um mich anzuschauen, als wollte sie in meinem Gesicht die Gedanken erforschen, die mich quälten.

»Ich *war* eine Wölfin!« flüsterte sie.

»Ist die Zeit vorbei?«

Nadine bekam einen etwas träumerischen Blick, als würde noch einmal ein Stück Vergangenheit vor ihren Augen ablaufen. »Ich kann es dir nicht genau sagen, aber ich hoffe, daß es vorbei ist.«

»Die Erinnerung lebt weiter.«

»Sicher«, gab sie zu. »Und ich erinnere mich sehr genau daran, wie du mich als Wölfin gestreichelt hast. Wie deine Hand durch das Fell fuhr. Es war so, als hättest du meine Haut gestreichelt. Komisch, daß ich dabei das gleiche fühlte wie vorhin.«

»Denk an deine menschliche Seele.«

Sie nickte. »Ja, so wird es gewesen sein. Aber jetzt scheint alles gut zu sein, nicht wahr?« Die letzten beiden Worte hatte sie mit einem

skeptischen Unterton in der Stimme gesprochen, weil sie wohl mein Gesicht gesehen hatte, das nicht gerade fröhlich aussah.
Ich schüttelte auch den Kopf.
»Was ist los, John?«
»Johnny ist weg! Er wurde gelockt. Ich weiß nicht, ob du die Person kennst, dich an sie erinnerst…«
»Morgana Layton!«
»Ja, Nadine, sie war es!«
Nadine Berger ging rückwärts. Ihre Schritte besaßen etwas Roboterhaftes. Sie hielt eine Hand in Herzhöhe gegen die Brust gepreßt.
»Das kann nicht wahr sein«, flüsterte sie. »Nein, das will ich nicht glauben.«
»Es stimmt – leider. Das war wohl der Preis für deine Rückverwandlung, glaube ich.«
Sie stand auf dem Fleck, den Kopf gesenkt, den Blick starr zu Boden gerichtet.
Auch ich brachte kein Wort über die Lippen und kam mir auf einmal so überflüssig vor. Wie jemand, der überhaupt nicht in die Szenerie hineinpaßte.
Dann sprach sie. Und sie sagte die Worte leise, kaum verständlich.
»Warum Johnny? Warum gerade er? Was hat er denn getan, der Kleine? Warum nur er?« Nadine drehte den Kopf, sah mich an und wollte eine Antwort auf ihre Frage haben.
»Sie wollen dich allein treffen!« erklärte ich. »Nur dich, hast du verstanden? Sie wollen es nicht hinnehmen, daß du dich wieder in einen Menschen rückverwandelt hast. Das ist der einzige Grund für ihre Tat. Und sie treffen uns alle damit. Dich, die Familie Conolly, mich ebenfalls, auch Suko…«
»Weißt du denn, wo er sich befindet?«
»Nein. Ich hätte sonst alles versucht, ihn zurückzuholen. Morgana Layton hat ihn an einen sicheren Ort gebracht, von dem aus sie operieren wird. Ich kann mir sehr gut vorstellen, daß sich diese Unperson bald mit einem von uns in Verbindung setzen wird. Ihre Pläne sind noch nicht beendet.«
»Ja, das sehe ich auch so.«
Ich hob die Schultern. »Weil wir aber nicht wissen, wie sie aussehen, können wir nichts tun.«
»Sie stehen mit mir in einem unmittelbaren Zusammenhang!« erklärte mir Nadine. »Das muß einfach so sein.«
»Wieso?«
Während der Antwort lächelte sie knapp. »Das spüre ich, wenn du verstehst.«
»Bestimmt.«

Bisher hatten wir uns nur mit uns beschäftigt, aber wir dachten auch an den Toten. Dieser Mann würde sich nicht mehr erheben. Ich deutete auf seine Wunde. »Die hat Morgana Layton hinterlassen. Ich weiß nicht, weshalb sie derart gewütet hat.«

»Es war bestimmt keine Kurzschlußhandlung. So etwas kann ich mir bei Morgana nicht vorstellen.«

»Stimmt.«

Sie stand so, daß sie an mir vorbei und zur Tür schauen konnte. In ihrem Gesicht veränderte sich etwas, das Lächeln erschien wieder, diesmal breiter und herzlicher als vorhin.

Ich drehte mich um.

Die Tür schwang nach innen auf. Zu dritt hatten sie den Raum verlassen, nur einer kehrte zurück – Suko!

Und der bekam Augen fast so wie ein Teller, als er Nadine Berger als normale Frau sah. Er blieb stehen, schaute, ging weiter, schluckte dabei und stoppte abermals.

»Na… Nadine …?«

»Ich bin es wirklich, Suko.«

Ich wollte nicht stören und trat zur Seite. Suko sollte die gleiche Überraschung erleben wie ich.

Er schaute mich an, sah das Zucken meiner Lippen, wischte über die Augen, dann hielt ihn nichts mehr.

Ob sie sich in seine oder sich in ihre Arme geworfen hatte, war nicht nachzuvollziehen. Jedenfalls lief die Begrüßung der beiden ähnlich ab wie zwischen Nadine und mir.

»Mein Gott, ich freue mich!« rief Suko. Er mußte Nadine immer wieder anschauen, lachte dabei und hätte am liebsten einen Tanz aufgeführt, aber er riß sich zusammen und dachte wahrscheinlich auch an den Toten.

In der offenen Tür erschienen Julis Clyder und der Doc. Oft gibt es den Vergleich, wenn Gesichter aussehen wie Fragezeichen. Das war bei ihnen der Fall.

Sie konnten nicht fassen, was sie sahen, selbst der abgebrühte Arzt bekam Probleme mit seinem Gleichgewicht und mußte sich an der Wand abstützen.

Ich ging zu ihnen. Clyder glotzte mich an. Er hatte sogar sein korrekt gescheiteltes Haar zerrauft, seine Augen wirkten wie in die Höhlen hineingestoßene Glasmurmeln. »Sagen Sie mal, Sinclair, ob ich träume oder wach bin.«

»Sie sind wach.«

»War die Frau nicht tot?«

»Nein.«

»Doch!« widersprach der Arzt. »Ich habe keine Anzeichen von Leben bei ihr feststellen können.«

»Sie ist weder tot noch untot. Nadine Berger lebt ebenso wie wir drei hier.«

Der Doc gab einen Laut von sich, der nicht zu beschreiben war.

»Ich glaube, ich werde mich pensionieren lassen«, krächzte er. »Das… das ist einfach zuviel für mich.«

»Bleiben Sie bei Ihrem Job, Doc. Bei Sinclair muß man mit derartigen Dingen rechnen«, sagte Clyder. »Sein Ruf ist ein sehr außergewöhnlicher und mit einem Echo aus Gänsehaut versehen.«

»Das Gefühl habe ich mittlerweile auch.« Wieder lachte der Arzt, als könnte er alles nicht fassen.

»Der andere Mann ist tatsächlich ermordet worden«, sagte ich.

»Und wir werden seinen Mörder jagen.«

»Sie bleiben bei Ihrem Werwolf?« wollte Clyder wissen.

»So ist es.«

Er schluckte, gab aber keinen Kommentar mehr und winkte nur ab. Wir hatten hier nichts mehr zu suchen, der Meinung waren auch Nadine Berger und Suko.

Gemeinsam verließen wir den Raum. Im anderen bekamen die Mitarbeiter ebenfalls Riesenaugen, als sie die »Leiche« plötzlich zwischen uns gehen sahen.

So manch einem blieb das letzte Wort im Hals stecken, und wir hörten die Stimme des Docs hinter uns.

»Sagt nichts und denkt nichts, Männer. Nehmt einfach alles so hin.«

»Aber tot ist tot!« keuchte jemand.

»Das kommt in der Regel hin, aber keine Regel ohne Ausnahme«, erwiderte ich und wünschte noch einen guten Tag.

Vor dem Treppenaufgang blieben wir stehen und atmeten die frischere Luft ein. Nadine schaute sich um, als würde sie die Welt zum erstenmal sehen. »Ihr könnt euch nicht vorstellen, was es für mich bedeutet, wieder ein Mensch zu sein.« Sie verengte die Augen und suchte nach einer neuen Erklärung. »Es ist einfach einmalig, wenn ihr versteht. Ich sehe das Leben mit völlig anderen Augen.«

»Daß es nicht besser geworden ist, weißt du?«

»Ich kann es mir vorstellen, John. Da brauche ich nur an dein Patenkind zu denken.«

»Willst du zu den Conollys?«

»Nein – noch nicht!« erwiderte sie mit harter Stimme. »Ich werde später zu ihnen gehen.«

»Wann wird das sein?« fragte Suko.

»Wenn wir Johnny zurückhaben!« erwiderte sie mit harter Stimme. »Ich habe ihn als Wölfin beschützen können, und ich werde diese Aufgabe auch weiterhin übernehmen. Darauf könnt ihr euch verlassen.« Plötzlich blitzten ihre Augen. »Keiner wird ihm ein Haar krümmen, und wenn ich Morgana Layton mit meinen eigenen Händen

erwürgen muß.«
»Gut gesprochen, Nadine. Vergiß nicht, daß sie einen mächtigen Verbündeten hat. Fenris, der Götterwolf.«
»Das weiß ich«, sagte sie und ging als erste zu unserem Rover, als könnte sie die Zeit der Abrechnung nicht mehr erwarten…

***

Sie kam zurück und fand Johnny Conolly so vor, wie sie ihn verlassen hatte.
Gefesselt, dabei den Baum umarmend. Den Kopf etwas zurückgedrückt, das Kinn dennoch gegen die harte, rauhe Rinde gepreßt.
Johnny hatte zwar keine Stunden in dieser ungewöhnlichen Haltung verharrt, die Zeit war ihm trotzdem sehr lang vorgekommen.
Und in dieser ungewöhnlichen Haltung zu stehen, kam schon einer Qual gleich. Er hatte geweint, nur zu Anfang, dann aber die Tränen zurückgehalten, so daß nur mehr das gerötete Gesicht von seinem Gefühlsausbruch zeugte.
Johnny merkte sofort, daß einiges schiefgelaufen war. Morgana Layton zeigte sich nicht so locker und siegessicher. Ihr Blick war wütend, tückisch und falsch geworden, den Mund hielt sie offen, der Atem glich einem Keuchen.
»Bitte, ich möchte nicht mehr…«
»Sei ruhig!« Der Befehl glich mehr einem Knurren. »Sie sind gegangen!« berichtete sie. »Die Typen sind verschwunden, aber andere werden zurückkommen, Johnny…«
»Ich verstehe nicht…«
»Denke an deinen großen Freund John Sinclair. Aber ich sage dir, daß er mir keine Steine in den Weg legen wird. Nadine Berger ist wieder normal geworden, lange wird sie es nicht bleiben.« Sie holte den Schlüssel aus der Tasche und befreite Johnny endlich von den Fesseln.
Der Junge taumelte zurück, als er den Druck des Baumstamms nicht mehr spürte. Er atmete tief ein, sein Gesicht zeigte noch immer die fahle Blässe.
Morgana Layton stand vor ihm und beobachtete ihn aus ihren sehr kalten Augen. »Mein Trumpf bist du!« flüsterte sie ihm zu. »Der beste, den ich mir vorstellen kann. Und du bist auch der Lockvogel für die verdammte Berger.«
»Nein!« widersprach Johnny. »Sie wird nicht kommen. Sie… sie hat damit nichts mehr zu tun.«
»Meinst du wirklich?«
»Ja, ich…«
»Ich werde dir das Gegenteil beweisen.« Sehr schnell hatte sie

Johnny erreicht und faßte ihn so hart an, daß er keine Gegenwehr wagte. »Zuvor aber möchte ich dir etwas zeigen, Junge. Etwas ganz Besonderes, darauf kannst du dich verlassen.«

»Was ist es denn?«

»Komm mit.« Sie zerrte ihn herum. Johnny blieb nichts anderes übrig, als ihr zu folgen.

Er hatte damit gerechnet, in den Steinbruch zu gehen, doch Morgana schlug einen anderen Weg ein.

Auf der Erhebung über dem Steinbruch wuchs genügend Unterholz, um die Lücken zwischen den Baumstämmen füllen zu können.

Manchmal so hoch, daß es über die Köpfe der beiden Personen hinwegragte. Morgana ging schnell und zielstrebig, ohne das Gelenk des Jungen dabei aus ihrem Klammergriff zu lassen.

Natürlich dachte Johnny an Flucht. Er hätte es bestimmt geschafft, sich loszureißen, aber was wäre damit gewonnen worden? Nichts, diese Person war schneller und härter als er. Sie roch anders, das hatte der Junge sehr deutlich feststellen können.

Es war ein Geruch, den er von Nadine her ebenfalls gekannt hatte.

Der Geruch nach Tier, ein bestimmter Duft, nur hatte er sich bei Morgana Layton verschärft, da war er beißender geworden, fast schon ätzend. Die Männer hatten den Steinbruch verlassen, die Wagen waren gefahren, Ruhe lag über dem Gelände.

An einer Stelle, wo der weiche Untergrund verschwand und kantigen dunklen Steinen Platz schuf, blieb Morgana Layton stehen. Sie zerrte Johnny zu sich heran, ihr Gesicht befand sich dicht vor seinen Augen. Dabei funkelten ihre Pupillen, als würden Lichtreflexe über die dünne Oberfläche gleiten.

»Wir sind fast da«, erklärte sie. »Wolltest du nicht wissen, was mit deiner Freundin Nadine geworden ist?«

Johnny überlegte. Natürlich lag ihm die Wölfin am Herzen. Nur gefiel ihm die Fragestellung nicht. Er ahnte, daß diese Frau noch einen Trumpf in der Hinterhand hielt.

»Was soll das? Sie ist gegangen. Ich weiß, daß sie im Maul des Riesen verschwand.«

»Stimmt.«

»Dann lag sie da unten als Tote!« würgte der Junge hervor.

»Stimmt vielleicht.«

Johnny überhörte das letzte Wort, weil ihn die Erinnerungen zu sehr bedrängten.

Morgana Layton ließ nicht locker. Was sie sich einmal vorgenommen hatte, wollte sie auch durchführen. Deshalb zerrte sie Johnny herum und schleifte ihn auf eine Lücke zu, die rechts und links von Buschwerk eingerahmt war.

Sie schoben sich durch den schmalen Spalt. Ein Pfad führte leicht

bergab und endete bereits nach wenigen Yards in einer Mulde, die wie eine große Schale wirkte.
Dort lag jemand!
Ein dunkler, fellbedeckter Körper. Reglos, vergleichbar mit einem großen Stein.
Johnny merkte kaum, daß er seinen Arm anhob und die Hand vor seine Lippen legte. Er hatte den Körper längst identifiziert.
Es war Nadine, die Wölfin!

***

Von der Seite her schaute ihn Morgana Layton an. Ihr Gesicht zeigte Spannung und Erwartung. Sie wirkte wie eine Frau, die auf dem Sprung war und nur noch den Startschuß abwarten mußte.
Johnny sagte nichts, doch aus seinem Mund drangen glucksende Geräusche. Der Schauer erschien auf seinem Gesicht, und seine Augenwimpern fingen an zu zittern.
»Na, mein Junge?«
Johnny ließ die Hand sinken. Er wäre für sein Leben gern weggelaufen, um sich zu verkriechen, aber er blieb stehen, als wollte er den Anblick bewußt in sich aufsaugen.
»Sie ist tot!«
Morgana Layton lachte sanft, als sie Johnnys Worte hörte. »Ich weiß nicht, ob sie tot ist. Du kannst es nachprüfen. Los, geh hin und faß sie an.«
Sie verlangte viel von dem Jungen, eigentlich zu viel. Schließlich war die Wölfin Johnnys beste Freundin gewesen. Sie war es gewesen, die ihm mehr als einmal das Leben gerettet hatte, sie hatte ihm zur Seite gestanden, um so mehr verstärkten sich bei ihm die Vorwürfe, daß er in der Stunde der Gefahr nicht bei der Wölfin gewesen war und sie jetzt leblos vor sich liegen sah.
Johnny bekam den Druck ihrer Hand in seinem Rücken mit. »Geh hin, Junge, geh hin…«
Er ging wie auf einem Floß, das über die Wellen tanzte. Sein Gesicht war eine Maske, die Augen traurig, gefüllt mit Tränen, die wiederum seinen Blick verzerrten, denn er sah die tote Wölfin nicht mehr so klar und deutlich.
Sie lag auf der linken Seite. Den Bauch, die Schnauze und die Beine ihm zugedreht.
Mit gesenktem Kopf und zitternd blieb er vor dem Tier stehen.
Einen klaren Gedanken konnte Johnny nicht fassen. Sein Kopf war mit Steinen gefüllt, die in Bewegung geraten waren und ständig gegen seine Schädeldecke stießen, wobei sie starke Schmerzen verursachten.
Noch immer verschwammen die Konturen des leblosen Tieres.
Das Fell sah aus wie eine graue Matte und veränderte sich auch

nicht, als Johnny sich bückte, den Arm ausstreckte und sich anschickte, seiner ungewöhnlichen Freundin einen letzten Gruß zu übermitteln.

Die Hand verschwand im Fell, und Johnny dachte darüber nach, ob es sich anders anfühlte als sonst.

Der Körper hatte stets eine gewisse Wärme besessen, die Johnny nun vermißte. Zwar fühlte er sich nicht direkt kalt an, aber es fehlte einfach das Leben.

Die Haut und die Haare wirkten stumpf, als wären sie zusammengewachsen, aber nicht zusammengeklebt worden. Johnny wollte die Wölfin nicht mehr streicheln, aber Morgana Layton war anderer Meinung.

»Mach weiter, Junge!« zischelte sie ihm zu und drückte ihm ihren Fuß gegen die Schulter. »Nimm Abschied. Ich möchte sehen, wie du Abschied nimmst, verdammt.«

Johnny weinte wieder. »Warum quälen Sie mich denn so? Ich habe Ihnen nichts getan.«

»Weitermachen.«

Und er streichelte das tote Tier. Diesmal sogar mit beiden Händen, die Finger gespreizt, damit das Fell durch die Lücken schleifen konnte. Dabei näherte er sich auch dem Kopf des Tieres, der ebenfalls auf der Seite lag.

Der Junge mußte seine Lage verändern, um den Kopf ansehen zu können. Die Schnauze stand halb offen. Er sah auch ein Auge und konzentrierte sich auf den Ausdruck.

Wie oft hatte ihn das Tier angeschaut. Wie oft hatte er dessen Blick gespürt, die menschlichen, die gütigen Augen. Darin hatte er nie etwas Raubtierhaftes gesehen, es waren die gleichen Augen wie bei einem Menschen.

Und jetzt?

Johnny selbst mußte sich das Tränenwasser abwischen, um klarer schauen zu können.

Der Ausdruck war nicht mehr der gleiche. Jetzt sah die Pupille leer aus, als wäre sie nicht mehr vorhanden, wenn er den Vergleich zu früher anstellte. Ein Loch, mehr nicht, ohne Leben, alles war leer, einfach tot.

Johnnys Gedanken irrten ab. Er würde nie mehr die Wölfin in seinen Armen halten. Er würde nie mehr mit seinen Händen durch das Fell streifen und dessen Wärme spüren, nie mehr würde sie neben oder manchmal sogar auf seinem Bett liegen, als ein Wächter in der Nacht, der ihn vor Gefahren beschützte.

Die Welt war für ihn anders geworden, ganz anders, aber bestimmt nicht besser.

Johnny wußte das. Sein Mund zuckte, die Haut auf den Wangen

bewegte sich ebenfalls. Die Augen brannten, Teile seines Gesichts waren naß geworden.

Nie mehr!

Diese beiden Worte brannten sich bei ihm fest. Der Hals saß zu, er hatte Mühe, tief durchzuatmen, und er kam sich vor, wie der Realität entronnen.

Neben Nadine hockte er auf dem kühlen Boden, den Blick ins Leere gerichtet, den Kopf voller Gedanken, ohne daß es ihm gelang, diese wirklich zu ordnen.

Es war vorbei.

Eine lange, eine gefährliche, aber auch eine schöne Zeit war einfach dahin.

Hinter ihm bewegte sich Morgana Layton einen halben Schritt nach rechts, so daß sie neben ihm stand. Sie beugte sich vor. Das lange Haar fiel dabei gegen ihr Gesicht.

»Na, Johnny?«

Er sprach kein Wort. Er wollte einfach nicht reden. In ihm war es so leer, und er dachte in diesen Momenten auch nicht an seine Eltern, die sich bestimmt Sorgen machten.

»Das war einschneidend, Junge, für dich und auch für die anderen. Die Karten sind neu gemischt worden, und ich werde dafür sorgen, daß man sie anders verteilt. Nichts ist mehr so wie früher. Nadine hat es geschafft, wir konnten es nicht verhindern, aber wir werden dafür Sorge tragen, daß die Folgen begrenzt bleiben. Nadine hat einfach zu viel erfahren, so etwas können wir nicht hinnehmen. Fenris und ich haben uns zusammengeschlossen. Wir sind gegen sie eingestellt, mein Freund, auch wenn unser Plan nicht ganz gelungen ist.« Sie griff wieder zu. Johnny spürte den Druck an seiner rechten Schulter.

Dann zog sie ihn hoch.

Erst jetzt stellte Johnny fest, welch eine Kraft in dieser Frau steckte.

Er war kein Leichtgewicht, sie aber zog ihn auf die Beine, als wäre er eine Feder.

Der Junge ließ sich willig wegführen. Er war sogar froh darüber, denn so wurde ihm der Anblick der toten Wölfin erspart.

Morgana Layton lehnte ihn gegen einen Baumstamm. »Wie gesagt, die Karten sind neu gemischt worden. Es beginnt ein anderes Spiel. Heute ist der Startschuß dazu gefallen. Ich hoffe, du wirst es dir hinter die Ohren schreiben. Und noch eins. Du spielst darin eine wichtige Rolle. Deshalb werden wir noch für eine Weile zusammenbleiben. Ich sehe dich als einen Ersatz an für Nadine.«

»Was wollen Sie denn?« Die Stimme des jungen Conolly klang verzweifelt. »Bitte, sagen Sie es!«

»Es gibt eben einige Menschen, die ich hasse. Zu ihnen gehören John Sinclair und deine Eltern. Auch an ihnen müssen wir ein Exempel

statuieren. Sie spielen in unseren Überlegungen eine sehr große Rolle, das kannst du mir glauben.«

»Wie soll ich…?«

»Nichts, Johnny, du sollst gar nichts machen.« Die Frau tippte gegen ihre Stirn und ließ den Finger dort. »Ich kenne Sinclair lange, ich kenne auch deine Eltern. Sie sind alle nicht dumm, sie wissen genau, wie sie vorgehen müssen. Sie können denken und nachdenken, und sie werden zu einem Entschluß kommen.«

»Zu welchem denn?«

»Ganz einfach, Junge. Du bist der Lockvogel für Sinclair und deine Eltern. Der Kadaver ist der Lockvogel für Nadine Berger. So kommt alles in die Reihe.«

Johnny begriff. »Sie… sie sollen herkommen?« fragte er mit leiser Stimme.

Morgana Layton nickte. »Ja, mein Freund, sie sollen zu uns kommen, denn hier werden wir sie erwarten…«

Johnny bekam eine Gänsehaut und fröstelte wie im tiefsten Winter…

***

Wir waren bei den Conollys! Nicht daß ich oder Suko darauf gedrängt hätten, nein, Nadine hatte es so gewollt und darum gebeten.

Es mußte ja einmal sein, daran ging kein Weg vorbei.

Wir standen im Wohnraum, und wir kamen uns alle vor, als wären wir fremd.

Es wagte niemand, sich hinzusetzen. So trübe wie der Tag war auch unsere Stimmung.

Ich hatte mich neben Nadine Berger gestellt, um ihr zu dokumentieren, daß ich sie nicht im Regen lassen würde, falls irgendwelche Vorwürfe gegen sie ausgesprochen wurden.

Suko hielt sich etwas im Hintergrund. Er sah dies wohl als eine reine »Familienangelegenheit«.

Wir sagten nichts, wir schauten uns an. Sheila war bleich. Bill sah ebenfalls käsig aus, er zwinkerte nervös mit den Augen. Ab und zu schüttelte er den Kopf, wenn sein Blick länger auf Nadine ruhte, die sich nicht wohl fühlte.

»Ich bin hier wie eine Fremde«, hatte sie mir zugeflüstert.

Das glaubte ich ihr gern. Es war etwas anderes, als Mensch dorthin zu kommen, wo man sich als Wölfin wohl gefühlt hatte, zudem mit einem schweren Nachlaß versehen, was Johnny Conolly anging, dementsprechend frostig und gleichzeitig verlegen war auch der Empfang ausgefallen.

Wenn niemand ein Wort sprach, mußte ich es tun. »Sorry, Freunde, aber wir sind wohl nicht hergekommen, um uns in Schweigen zu hüllen und uns gegenseitig anzustarren. Nadine wollte zu euch, wir

haben ihr den Wunsch erfüllt.«

»Okay, John«, sagte Bill. »Du hättest uns allerdings darauf vorbereiten können.«

»Stimmt. Es war mein Fehler, es nicht getan zu haben. Daran ist nichts mehr zu ändern. Wir sind zusammen und müssen uns gewissermaßen zusammenraufen.«

»Mir tut es sehr leid«, erklärte Nadine und richtete die Worte direkt an Sheila. »Aber es gab keine Chance für mich, das kann John bestätigen. Ich mußte in das Maul des Riesen gehen, um alles zu verändern.«

Sheila nickte ihr zu. »Es macht dir niemand einen Vorwurf, Nadine. Wir hätten auch anders gehandelt, wenn diese Person Johnny nicht in ihre Pläne miteinbezogen hätte. Daß es passiert ist, nun, den Schuh können wir uns anziehen. Wir hätten mehr auf ihn achten sollen, meine ich. Wir haben eben falsch reagiert und blieben auch weiterhin untätig. Uns sind durch die Entführung die Hände gebunden. Dann kamt ihr. Nadine, bitte, nimm es mir nicht übel, aber du bist für uns noch eine Fremde. Wir haben dich als Wölfin mit der menschlichen Seele jahrelang akzeptiert, du warst unser Freund. Wir haben mit dir gelitten, wir haben uns mit dir zusammen gefreut, wir haben viel gemeinsam durchgestanden, was ich alles nicht aufzählen kann. Das bleibt irgendwo hängen. So etwas mußt du auch verstehen, wie ich meine.«

Nadine nickte. »Natürlich, Sheila. Du hast recht. Auch ich habe vieles erlebt. Ich dachte ja wie ein Mensch, ich konnte nur nicht so handeln, weil ich eben durch meine Gestalt behindert war. Aber ich wollte sie nicht immer haben, ich mußte aus diesem Pelz heraus, und ich sah die Chance in Avalon.«

»Dann warst du da?« fragte Suko aus dem Hintergrund.

Nadine nickte ihm zu.

»Vielleicht liegt dort die Lösung unseres Problems«, meinte der Inspektor. »Ihr solltet es so machen wie ich, euch setzen. Es kostet das gleiche Geld.«

Wir nahmen Platz. Noch immer bewegten wir uns dabei wie Fremde. Nadine saß in meiner Nähe, die Conollys uns gegenüber, wie auch unser Freund Suko.

»Avalon«, gab ich das Stichwort.

Nadine nickte. Sie hatte die Hände auf ihre Oberschenkel gelegt.

»Ja, Avalon. Ich ging in das Maul des Riesen, und ich betrat eine andere Welt. Ich merkte plötzlich, wie mich Kräfte umfingen, gegen die ich nicht ankam. Sie faßten mich, sie zerrten mich weiter, und ich hatte den Eindruck, tot zu sein. Aber ich war es nicht, bei mir war nur alles ausgeschaltet, so lange, bis es hell um mich herum wurde und ich die Insel im Sonnenlicht sah.«

»Hast du jemand getroffen?« wollte ich wissen.
»Nein, aber ich spürte den anderen Geist. Er schwebte über der Insel. Ich erfaßte, daß er in der Lage war, den Tod zu überwinden.« Sie schaute uns der Reihe nach an. »Könnt ihr euch vorstellen, was es für mich bedeutete, den Tod zu überwinden.«
»Du meinst, deine alte Existenz?«
»Richtig, Suko. Ich wollte schon immer so werden wie damals. Jetzt war es an der Zeit, ich sah die einmalige Chance, es selbst in die Hand nehmen zu können.«
»Und weiter?«
Nadine holte tief Luft. »Es gibt eigentlich nicht viel zu erzählen. Ohne die Insel jemals zuvor betreten zu haben, wußte ich genau, wohin ich zu gehen hatte.«
»Du meinst die Schüssel?«
»Genau, John. Diesen magischen See, den man als Toter betritt, um ihn als Lebender wieder zu verlassen. Ich war nicht tot, ich war nur verändert. Körper und Geist sind geteilt worden. Ich wollte sie wieder zusammenführen. Deshalb betrat ich den See. Ich setzte alles auf eine Karte, und ich hatte Glück. Fragt mich nicht nach Einzelheiten, ich weiß sie nicht, aber ich spürte Kräfte, an die ich nicht einmal gedacht hatte. Ich ging als Wölfin hinein und kehrte als Mensch zurück.«
»Das sehen wir«, sagte Bill leise. »Nur frage ich mich, wo ist dein Wolfskörper geblieben?«
»Keine Ahnung.«
Die nächste Frage stellte ich: »Und wie bist du in diesen Steinbruch gekommen, wo man dich fand.«
»Das ist mir auch ein Rätsel.«
»Könnte dich jemand hingeführt haben?«
Sie hob die Schultern.
»Nadine«, mischte sich Suko ein. »Du bist meiner Ansicht nach nicht ohne Grund dort gelandet. Es muß ein Motiv geben.« Er hatte seinen Zeigefinger ausgestreckt und senkte ihn dem Boden entgegen. »Dieses Motiv liegt meiner Ansicht nach in deinem ehemaligen Zustand verborgen. Es muß da um etwas gehen.«
»Was sollte es sein?«
»Morgana Layton und auch diese mächtige Person im Hintergrund. Damit meine ich Fenris, den Götterwolf.«
Als Suko diese beiden Namen erwähnte, schrak Nadine zusammen. Es sah für uns so aus, als wollte sie sich tief in den Sessel drücken, um nichts mehr zu hören.
»Erinnere dich!«
»Suko, ich…«
»Bitte, das ist der Schlüssel. Sind dir die beiden in die Quere gekommen, auf deinem Weg nach Avalon?«

»Ich habe nichts davon bemerkt. Außerdem hätten sie die Verwandlung nicht verhindern können.«

Ich schlug meine Beine übereinander. »Das stimmt wohl«, gab ich zu. »Aber die andere Seite verfolgt dich mit einem wahnsinnigen Haß. Dafür muß es ein Motiv geben. Welches? Hast du dir darüber Gedanken gemacht, Nadine? Weshalb hat man Johnny geholt? Weshalb ist man dir auf den Fersen? Ich habe mir eine Theorie zurechtgelegt. Man ist gegen Avalon nicht angekommen, man hat die Rückkehr in deine normale Existenz nicht verhindern können, aber man versucht jetzt, den Schaden zu begrenzen.«

Nadine schaute mich erstaunt an. »Von welch einem Schaden redest du, John?«

»Von deinem Wissen.«

Erst wollte sie lächeln. Es erfror ihr auf den Lippen. »Das… das verstehe ich nicht.«

»Ja, von deinem Wissen. Wenn du nachdenkst, wirst du sicherlich in deiner Erinnerung etwas hervorkramen können, das der anderen Seite gefährlich werden könnte. Du weißt viel über die Werwölfe. Du kennst die Zusammenhänge, dir ist nicht nur Morgana Layton bekannt, nein, auch Fenris ist eher dir als uns ein Begriff. Vielleicht kennst du Methoden, um sie zu stoppen. Beide sind machthungrig, wobei ich die Königin von Saba einmal außen vorlasse. Hast du dir darüber schon Gedanken gemacht?«

»Noch nicht.«

»Das könnte der Grund dafür sein, weshalb Morgana Layton Johnny in ihre Gewalt gebracht hat?«

Bill verzog säuerlich das Gesicht. »Ich weiß nicht, John, das ist mir zu theoretisch.«

»Etwas muß es geben.«

»Sicher.«

»Es hat auch keinen Sinn«, meldete sich Sheila, »daß wir hier herumsitzen und uns in Theorien ergehen. Versteht denn niemand, daß ich meinen Sohn zurückhaben will? Wir sollten ihn suchen, wir müssen eine Spur aufnehmen.«

»Richtig.« Ich lächelte ihr knapp zu. »Nur müßten wir wissen, wo wir anfangen sollen. Ich erinnere mich an Morgana Laytons Anruf. Sie gab mir den Rat, mit offenen Augen durch die Welt zu gehen. Ich würde es schon merken.«

»Sorry, John, dann hast du eben geschlafen.«

»Das will ich nicht so genau unterstreichen. Möglicherweise habe ich etwas vergessen, das kann schon sein. Wenn ich allerdings einen Vorschlag machen darf, sollten wir dort fortfahren, wo Nadine gefunden wurde. Im alten Steinbruch.«

»Gut, John!« lobte Suko.

Auch Bill nickte. »Daran habe ich auch gedacht. Nadine ist dort erschienen, bestimmt nicht ohne Grund. Wenn du mich fragst, ich bin dabei, John.«

»Ich auch«, erklärte Bill.

Ich konnte ihn nicht daran hindern, seinen Sohn befreien zu wollen. Sheila starrte ihren Mann mit halboffenem Mund an. Wahrscheinlich überlegte sie, ob sie auch mitgehen sollte, als plötzlich das Telefon anschlug.

Wir schraken alle zusammen, denn keiner von uns hatte damit gerechnet.

Bill, der Hausherr, ging hin. Als er sich meldete, zitterte seine Stimme. Er hörte einige Sekunden zu und sagte dann: »Okay, Sir, ich gebe Ihnen John.«

Ich stand schon auf den Beinen. »Sir James?«

Bill nickte.

Als ich den Hörer nahm, lag noch der Schweiß seiner Handfläche auf dem Lack.

»Sinclair hier.«

»John, hören Sie genau zu. Ich habe eine Nachricht von Morgana Layton erhalten.«

»Okay.« Jetzt schwitzte auch ich, denn ich ahnte, daß der Fall in eine entscheidende Phase treten würde.

Sir James kam sofort zur Sache. »Sie will die Wölfin!«

Ich war für einen Moment still, schielte zu den anderen hinüber, die auch mich beobachteten.

»Was ist denn, John?«

»Es gibt sie nicht mehr.«

Sir James räusperte sich. »Wie soll ich das verstehen?«

»Nun, die Wölfin existiert nicht. Bei uns hier ist Nadine Berger, das wissen Sie.«

»Natürlich. Die Layton wird es auch so gemeint haben. Ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß sie eben auf Nadine nicht verzichten will. Der Fall ist simpel, wenn auch grausam. Sie wird Johnny Conolly nur dann freigeben, wenn sie Nadine bekommt.«

»Das hatte ich mir gedacht.«

»Dann obliegt es Ihnen, wie Sie handeln, John.«

»Eine Frage noch. Welche Bedingungen stellt sie?«

»Nadine muß natürlich allein kommen. Sie hat es in der Hand, das Leben des Jungen zu retten. Wenn Morgana Layton erfährt, daß sie reingelegt wurde, schlägt sie zu.«

»Ich habe verstanden, Sir.«

»Sie werden sich danach richten?«

»Es geht wohl kein Weg daran vorbei. Sie hören von mir.« Mit diesen Worten legte ich auf und drehte mich schwerfällig herum, mit einem

Gesicht, das nicht nur bleich war, sondern auch schweißnaß schimmerte.

Sheila ging auf mich zu. Nach zwei Schritten blieb sie stehen und schüttelte den Kopf. »Johnny – ist er…?«

»Er lebt wohl…«

»Und weiter?«

»Nichts weiter«, sagte ich. »Überhaupt nichts. Es ist ganz einfach. Johnny wird freikommen.« Bevor die anderen aufatmeten, fuhr ich fort. »Unter der Bedingung, daß sich Nadine Berger opfert. Ein Austausch. Sie gegen Johnny.«

»Und darin habe ich Erfahrung«, erklärte Nadine. »Zuerst dich, John, jetzt Johnny.«

»Es tut mir leid.«

»Soll sonst noch jemand dabei sein?« fragte Bill.

»Nein, nur sie. Und es ist der Steinbruch, wo Johnny abgeholt werden kann.«

Vier Augenpaare richteten sich auf Nadine Berger. Ihr oblag die Entscheidung, was sie tat.

»Wenn du gehen willst, es macht dir keiner einen Vorwurf«, sagte Bill mit wenig überzeugend klingender Stimme. »Dann werden wir versuchen, ihn rauszuholen.«

Nadine schloß die Hände zu Fäusten. »Sage nicht so etwas, Bill. Ich kann doch nicht anders, als hingehen und mich in die Gewalt der Wölfe zu begeben. Denk mal nach. Johnny und ich, wir waren die dicksten Freunde. Ich habe ihn als Wölfin beschützt, ich werde ihn auch als Mensch beschützen, so weit es mir möglich ist. Nur wird es diesmal etwas anderes werden.«

Ich hätte am liebsten eine Axt genommen und wäre Amok gelaufen. Suko und ich standen herum wie Statisten. An uns lief der Fall praktisch vorbei. Es gab einfach keine Lösung, wie wir uns verhalten sollten. Wir mußten die Bedingungen annehmen.

Ich hätte mir gewünscht, Mark Baxter, den CIA-Agenten bei mir zu haben. Er war der Mann, der es schaffte, sich unsichtbar zu machen. Aber Baxter war weit weg, und wir mußten unsere Probleme allein angehen.

Nadine sprach Bill und Sheila direkt an. »Ich möchte nicht, daß ihr beide euch einmischt, auch wenn es euer Sohn ist. Diese Sache geht nur mich etwas an.«

»Du kannst dabei dein Leben verlieren«, warnte Suko.

Nadine lächelte. »Es hört sich zwar pathetisch an, aber wenn ich sterben sollte und Johnny damit helfe, könnte mir niemand einen Vorwurf machen, ich mir am allerwenigsten.«

Wir sprachen nicht mehr. Jeder hing seinen Gedanken nach, auch ich. Bis Bill fragte: »Mit welchem Wagen willst du fahren, Nadine?«

»Ich weiß nicht.«
»Nimm meinen«, sagte ich schnell. »Ich habe jetzt einen Rover.«
Sie reagierte nicht darauf und nickte nur.
Ich hatte es eilig und wollte mich nicht unnötig lange aufhalten.
An der Haustür stehend klimperte ich mit den Wagenschlüsseln.
Nadine stand noch bei den anderen. Was sie sprach, konnte ich nicht hören.
Erst am Wagen trafen wir wieder zusammen. Da hatte ich schon den Deckel des Kofferraums aufgeschlossen.
Ich reichte ihr den Schlüssel. Dabei starrten wir uns in die Augen.
»Was immer geschieht, Nadine, nimm es hin, und zeige keinerlei Reaktionen. Hast du gehört?«
»Was meinst du damit?«
»Ich werde dich begleiten!«
»Was? Das ist…«
»Gleich, im Kofferraum.« Ich warf einen schnellen Blick zum Haus hinüber. Die Tür stand noch offen, ich hörte keine Stimmen. »Steig schnell ein.«
Noch schneller hatte ich den Deckel offen, und mich in den Kofferraum geklemmt. Daß Suko mich durch ein schmales Fenster bei dieser Aktion beobachtete, bekam ich nicht mit.
Er kannte mich eben besser…
Ich schaffte es auch, den Deckel wieder zu schließen und mich so zu drapieren, daß ich einigermaßen bequem lag.
Nadine startete.
Sie fuhr nicht so flott wie ich, ihr fehlte die Routine, aber sie schaffte es schon, die Kurven zu nehmen und durch das offene Tor auf die Straße zu fahren.
Was ich getan hatte, barg ein verdammt großes Risiko in sich. Andererseits ging ich davon aus, daß eine Person wie Morgana Layton ihr Wort niemals halten würde.
Wenn sich ihre Pläne erfüllten, würde sie beide töten wollen…

***

Suko sagte nichts. Er hatte seine Lippen nur so fest aufeinandergepreßt, daß sie zwei bläuliche Striche bildeten. Zudem bildeten seine Hände zwei Fäuste.
Er blieb so lange am Fenster stehen, bis der Wagen außer Sicht war. Erst dann drehte er sich um und ging mit schwer wirkenden Schritten in den Wohnraum zurück, wo sich die Conollys aufhielten.
Sheila hockte steif im Sessel, die Hände gegeneinander gelegt. Sie hatte Mühe, die Tränen zu unterdrücken.
Bill stand neben ihr, starrte zu Boden, schüttelte hin und wieder den Kopf.

Als er Suko sah, schaute er auf. »Weißt du, ich habe vieles mitgemacht, was meine Familie angeht. Dieses hier ist allerdings mehr als schlimm. Es ist für mich der absolute Horror. Ich weiß nicht, wie es weitergehen soll.«

»Nadine hat es schon einmal geschafft.«

Bill winkte ab. »Das ist nicht mal ein schwacher Trost, Suko, glaub mir. In diesem Fall kann es ja keine Veränderung geben. Nadine wird sich nicht mehr verwandeln können, nicht zurück in eine Wölfin. Einen Ausweg kann es also nicht geben.«

»Ja, es geht diesmal ums Ganze.«

»Und Johnny ist der Trumpf in den verdammten Klauen dieser Bestie.« Bill schüttelte den Kopf. Er wollte noch etwas sagen, doch Sheila sprach dagegen.

»Bitte, Bill, ich kann es nicht mehr hören. Sei vernünftig, laß das Thema. Es… es macht mich wahnsinnig.«

»Ja, schon gut.« Er ging mit gesenktem Kopf zum Fenster, blieb dort stehen, preßte seine Stirn gegen die Scheibe und starrte in den winterlichen Garten.

»Alles ist kalt, alles ist leer«, flüsterte er und hob die Schultern. »So leer wie der Garten ist auch mein Gefühl. Ich weiß nicht mehr, was ich noch machen soll.« Er drehte sich wieder um schaute Suko an.

»Wir sind nur noch Randfiguren. Nicht einmal Statisten. Man hat uns ausgeschaltet.«

»Leider.«

»Dich, mich, Sheila und…« Den letzten Namen sprach er nicht mehr aus. Dafür runzelte er die Stirn, bewegte den Kopf, um sich im Zimmer umzuschauen. »John – wo ist John?«

Suko schwieg.

Bill holte tief Atem. Dabei rötete sich sein Gesicht. »Nein«, keuchte er, »nein, Suko, sag, daß es nicht stimmt.«

»Es stimmt aber.« Der Inspektor konnte den Freund in dieser Situation nicht anlügen.

Auch Sheila war aufmerksam geworden. »Was stimmt?«

»Er ist… nun ja, er ist …«

»Mitgefahren, nicht?« hauchte Bill. Sein Gesicht, sah aus wie weiches Blech.

Suko mußte ihm zustimmen, und er atmete dabei schwer aus.

Der Reporter schrie einen Fluch. »Ist er denn wahnsinnig? Er hat mit Sir James gesprochen. Er hat die Bedingungen genau gewußt. Er muß auch wissen, in welch eine Gefahr er Johnny und Nadine bringt.«

»Sicherlich weiß er das.«

»Und weshalb hat er sich dann nicht zurückgehalten und ist mitgefahren?«

»Ich habe ihn nicht gefragt. Aber denke logisch, Bill. Glaubst du

denn, daß Morgana Layton ihr Versprechen einhalten wird, wenn sie mal alle Trümpfe in den Händen hält?«

»Ich weiß es nicht, ich…«

»So wird John gedacht haben. Zudem hat er seinen Platz im Kofferraum gefunden.«

Sheila hatte bisher schweigend zugehört. Plötzlich sprang sie auf.

»Ich bleibe nicht mehr hier!« rief sie. »Verflucht, ich muß… ich muß zu meinem Sohn.«

»Worauf du dich verlassen kannst«, flüsterte Bill, um sich Suko zuzuwenden. »Bist du dabei?«

»Ja.«

»Dann los!«

Bevor Bill das Zimmer verlassen konnte, hielt der Inspektor ihn fest. »Tu mir einen Gefallen, Freund, überstürze nichts. Sei vorsichtig, so verdammt vorsichtig.«

»Bestimmt.«

Zu dritt verließen sie das Haus, um sich in den Porsche des Reporters zu klemmen…

***

Morgana Layton hatte Johnny wieder an einen Baum gebunden.

Diesmal an eine Birke mit dünnerem Stamm. Dann war sie verschwunden. Es dauerte eine Weile, bis sie zurückkehrte und Johnny Conolly kalt anlächelte. Der Junge stellte keine Frage.

Morgana nickte. »Ich habe alles in die Wege geleitet, mein Kleiner. Sie wird kommen.«

»Nadine?«

»Sicher. Sie kann doch ihren kleinen Schützling nicht im Stich lassen.« Lässig tätschelte sie die Wangen des Jungen. Es kam Johnny vor, als hätte sie mit kleinen Zweigen dagegen geschlagen. Zärtlichkeit konnte sie nicht geben.

»Was wollen Sie denn machen?«

»Stell nicht so dumme Fragen. Ich werde sie töten.«

»Und warum?«

Die Layton gab keine Antwort. Sie ging weg und schlug den Weg ein, den Johnny bereits kannte.

Wenig später kam sie zurück. Nicht allein, denn sie hatte den toten Wolfskörper geholt, das Tier an einem Hinterlauf gepackt, und schleifte es über den Boden.

Johnny brach fast das Herz. Diese entwürdigende Geste konnte er nicht so leicht überwinden, denn er dachte wieder an die vergangenen Zeiten, wo dieses Tier gelebt hatte. Jetzt war es nur mehr eine Hülle.

Dicht neben Johnny blieb Morgana stehen und ließ den Hinterlauf der Wölfin los.

Der Junge zuckte zusammen. Es tat ihm weh, wie diese Person mit der toten Wölfin umging.

Morgana Layton trat nahe an Johnny heran. »Ich will dir genau sagen, was ich vorhabe. Ich lasse dich jetzt allein zurück. Du wirst mich nicht sehen. Du bleibst gefesselt am Baum, und neben dir wird der Kadaver liegen. So habe ich es mir gedacht.«

Sie hatte damit gerechnet, daß Johnny Fragen stellen würde. Als er das nicht tat, fuhr sie fort. »Nadine wird kommen, sie wird dich finden, weil sie ihr Auto abstellen muß. Zu Fuß kann sie nicht kommen, ein Taxi wird sie nicht nehmen. Sie wird ihr Fahrzeug also hier in der Umgebung parken und dich sehen.«

»Ich weiß.«

»Weißt du auch, was dann geschieht?«

»Das… das kann ich mir denken.«

»Dann werde ich sie endgültig vernichten. Das Tier ist bereits tot, es bleibt der Mensch.« Sie lächelte, und in ihren Augen strahlte es noch kühler. »Aber nicht mehr lange…« Dann drehte sie sich um, ließ Johnny gefesselt zurück und ging.

Die Handschellen schnitten an den Gelenken in seine dünne Haut.

Johnny hatte alles gehört, er hatte alles mitbekommen, und er war kein kleiner Junge mehr. Er konnte begreifen, Schlüsse ziehen. Zudem kannte er Nadine, denn er ging davon aus, daß sie als Mensch ähnlich reagieren würde wie als Wölfin. Wenn es um ihn ging, da ließ sie jede Vorsicht außer acht.

Doch Johnny wollte, daß sie am Leben blieb. Nur wußte er nicht, wie er ihr helfen konnte.

Durch eine Warnung?

Sicher, nur rechnete sie bestimmt damit, daß Morgana Layton auf sie wartete. Wenn das der Fall war, mußte sie eine Sicherung eingebaut haben. John Sinclair? Oder auch die Eltern?

Sosehr sich Johnny auch gedanklich quälte, zu einem Entschluß kam er nicht.

Er konnte nur eines tun.

Abwarten, hoffen und beten…

***

So ähnlich erging es auch mir, wo ich verkrümmt wie ein Fragezeichen im Kofferraum des Rover lag, jede Unebenheit der Straße mitbekam und mein Schicksal manches Mal verfluchte.

Dann wiederum dachte ich daran, daß es besser war, hier im Kofferraum zu hocken, als irgendwo zu warten.

Nadine hatte einmal angehalten und mit mir gesprochen. Ich hatte ihr den genauen Weg zum Steinbruch auf der Karte eingezeichnet.

Sie würde damit zurechtkommen, hatte sie gemeint.

Blaß war sie gewesen. Ich hatte sie nicht nach ihren Gefühlen oder Empfindungen gefragt. Es war besser, sie in Ruhe zu lassen, aber ich wußte auch daß sie sich quälte.

Sie fuhr gut, nicht zu schnell, ging jedem Risiko strikt aus dem Weg.

Irgendwann wurde sogar ich schläfrig. Es konnte auch an der schlechten Luft liegen, die im Kofferraum herrschte. Zudem taten mir meine Knochen weh, denn so, wie ich lag, das konnte man keinem Menschen zumuten.

Zum Glück schlief ich nicht ein. Dafür sorgten auch die Unebenheiten auf der Fahrbahn kurz vor dem Ziel. Wir hatten den Bereich der geteerten Straßen verlassen und rollten jetzt über schmale Wege dahin, die zudem Schlangenlinien und Kurven bildeten, um sich so durch die Landschaft schlängeln zu können.

Manchmal bekam die Karosserie Schläge ab. Es waren die Zweige der Büsche, die gegen das Blech hieben oder wie Totenfinger über den Lack kratzten.

Ich rechnete damit, dicht vor dem Ziel zu sein, und riß mich noch einmal zusammen.

Etwa zwei Minuten später war es soweit. Ziemlich abrupt stoppte der Rover, blieb aber nicht stehen, sondern wurde von Nadine in eine gewisse Position gelenkt.

Sie stieg aus.

Ich hörte es, wie der Wagenschlag zugeschmettert wurde. Auch ihre Schritte klangen an meine Ohren.

Gab sie das Zeichen?

Ja, sie hatte es nicht vergessen, denn sie klopfte mit den Knöcheln gegen das Blech des Kofferraumdeckels. Zweimal nur, so hatten wir es abgemacht. Für mich ein Zeichen, daß wir das Ziel erreicht hatten.

Ich blieb liegen.

Wer immer den Wagen beobachtete, sollte nicht den Verdacht bekommen, daß Nadine jemand mitgebracht hatte. Meine Zeit würde kommen, das stand fest.

Trotzdem überkam mich eine gewisse Unruhe. Es war einfach schlimm. In meinem Innern fühlte ich mich, als würde Elektrizität hindurchfließen. Mir waren die Glieder eingeschlafen, das Blut lag schwer und dick in den Knöcheln, zudem brannten mir die Augen, auch brauchte ich Luft, und jede Sekunde empfand ich als doppelt so lang in diesem freiwillig ausgesuchten Gefängnis.

Ich hörte nichts, nur meinen eigenen Atem. Der war nicht laut genug, um andere Geräusche zu übertönen. Wenn mich nicht alles täuschte, war es ruhig.

Da hielt sich kein Feind in der Nähe auf.

Besser konnte es nicht laufen. Obgleich es mir schwerfiel, gab ich noch eine Minute zu. Erst dann wollte ich vorsichtig den

Kofferraumdeckel in die Höhe schieben.
Ich zählte bis sechzig.
Schneller oder langsamer, ich hatte keine Ahnung. Etwas rann über meinen Rücken wie Eiskörner.
Eine Warnung?
Darauf durfte ich nicht hören, legte mich jetzt auf den Rücken und hob die Arme an, um das Schloß von innen her zu öffnen. Das war zu schaffen, ich hatte es zuvor probiert.
Der Deckel lockerte sich.
Er bekam von mir einen sehr leichten Druck, damit er sich in die Höhe schwingen konnte.
Dies geschah in einem Zeitlupentempo. Ich sah den schmalen Spalt, der entstanden war, und den hellen Lichtstreifen. Er drang hindurch und erwischte mein Gesicht.
Hoch mit dem Deckel!
Da erschien der Schatten. Er füllte den Spalt fast zur Hälfte aus. Es war wie eine Warnung, ich stieß voll zu, aber der andere – wer immer es auch war – hielt dagegen.
Ein mächtiger Gegenstand drosch von außen auf die Haube und schmetterte sie wieder zurück…

***

Nadine Berger hatte den Rover verlassen und schritt durch die für sie fremde Gegend wie eine Schlafwandlerin. Ihr Gesicht war starr, nur die Augen bewegten sich, und die suchten, ebenso gespannt wie ihre anderen Sinne, die unmittelbare Umgebung ab.
Sie ging davon aus, daß sich Morgana Layton hier irgendwo verborgen hielt.
Verstecke gab es genug!
Sie konnte Deckung hinter einem der breiten Baumstämme gefunden haben, sie konnte allerdings auch im Schlagschatten eines Gebüschs oder des struppigen Strauchwerks lauern, das hoch über dem abgetragenen Steinbruch wuchs.
Nur zu sehen war sie nicht.
Weit konnte Nadine nicht blicken. Der Wagen war längst hinter ihr zurückgeblieben, und sie hoffte, daß John Sinclair die Nerven besaß und noch wartete.
Hielt man sie unter Kontrolle?
Bestimmt, denn Morgana Layton war eine raffinierte Person.
Wenn sie die Falle aufgebaut hatte, gab es kein Entrinnen.
Nadine half auch nicht, daß eine erkannte Gefahr nur eine halbe Gefahr war. Denn in diesem Spiel steckte ein Joker mit Namen Johnny Conolly.
Mit ihm als Geisel konnte diese Person Morgana Layton eiskalt ihre

Bedingungen stellen.

Das alles war ihr bekannt, damit rechnete sie. Vor ihr lichtete sich der Baumbestand. Die Lücken waren größer geworden, das graue Tageslicht erschien heller.

Sie überlegte, wo sie eine Geisel verstecken würde. Vielleicht irgendwo hinter den Büschen oder vergraben in einem mit Holz ausgekleideten Loch.

All das traf nicht zu.

Sie hatte sich an einem Baum vorbeigeschoben, als sie plötzlich mit der Wahrheit konfrontiert wurde.

Sie sah Johnny!

Er war allein, stand vor einem Baum und sah so aus, als wollte er die Birke nicht mehr loslassen. Freiwillig auf keinen Fall, denn Morgana Layton hatte ihm die Handgelenke mit einer stählernen Acht zusammengebunden.

Johnny hatte Nadine noch nicht entdeckt, weil er in eine andere Richtung schaute. Sie sprach ihn auch nicht an, war stehengeblieben und konzentrierte ihre Aufmerksamkeit auf den reglosen Tierkörper, der neben dem Jungen lag.

Er sah aus wie ein zu groß geratener Hund, was er allerdings nicht war.

Sie kannte ihn gut, schließlich hatte ihre Seele lange genug in dem Körper gesteckt.

Das war sie als Wolf – nur eben tot!

Nadine war ein Mensch, Nadine fühlte auch wie ein Mensch. In diesen schrecklich langen Augenblicken durchtoste sie ein gewaltiger Strom von Gefühlen, deren sie nicht Herr werden konnte. Sie dachte zurück, die Augen füllten sich mit Tränen, als sie den toten Wolfskörper erblickte. Wenn sie jetzt jemand angesprochen hätte, sie wäre nicht in der Lage gewesen, ihm zu antworten.

Der gefesselte Johnny schaute zwar in eine andere Richtung, doch er mußte etwas bemerkt haben. Vielleicht ein Instinkt, ein Gefühl, weshalb sonst hätte er den Kopf in Nadines Richtung gedreht.

Er sah sie, und sie sah ihn!

Es waren entscheidende Momente, in denen jeder von ihnen sein eigenes Schicksal vergaß.

Sie standen da, als wären sie durch Welten getrennt, zwei Fremde oder zwei Freunde, es spielte keine Rolle. In diesen langen Momenten hatte Nadine Berger auch Morgana vergessen, die sicherlich im Hintergrund lauerte.

Dann sprach sie den Namen des Jungen aus: »Johnny… Himmel … was hat sie gemacht?«

Der Junge ging nicht auf die Bemerkung ein. Er sah nur Nadine, dann schaute er auf den Körper des toten Wolfs, schluckte einige Male und

schüttelte den Kopf.

Sie ging näher an ihn heran. »Doch, mein Junge, es stimmt. Das ist der Körper, in dem einmal meine Seele gewohnt und der bei euch gelebt hat. Es war eine lange Zeit, sie ist vorbei, alles geht einmal vorbei, Johnny.«

»Ja, Nadine. Du… du hast mich immer beschützt. Ich fühlte mich bei dir sicher.«

»Das weiß ich. Ich konnte als Wölfin ebenso fühlen und spüren wie ein Mensch, nur gelang es mir nie, mich auszudrücken, denn eine Sprache war mir nicht gegeben.«

Sie redeten nicht über Morgana Layton oder Johnnys Schicksal, sondern nur über die Vergangenheit, die beide so fest zusammengeschweißt hatte.

Nadine Berger mußte noch zwei Schritte gehen, um den Jungen zu erreichen. Sie blieb dicht neben ihm stehen. Ihre Hand legte sie auf seinen Arm. »Du weißt vielleicht Bescheid?«

Er nickte. »Sie sagte es mir. Sie wollte dich, ich war ihr Lockvogel, und du bist gekommen.«

»Das wußtest du doch – oder?«

»Ja, ich wußte, daß du mich nicht im Stich lassen würdest. Das hast du als Wölfin auch nicht getan. Weshalb hättest du es als Mensch machen sollen?«

»Immerhin hätte ich fliehen können. Ich bin wieder ein Mensch geworden, habe mein Ziel erreicht.«

»Ja, aber dein Gewissen…«

»Stimmt, Johnny, du bist sehr erwachsen geworden.«

Beide hörten das Lachen, dann die Stimme der Morgana Layton.

»Ach wie nett. Welch ein liebes Beisammensein. Opfer und Beschützerin. Daß es so etwas noch gibt.«

Johnnys Gesicht bekam eine Gänsehaut. Es wurde noch blasser als sonst. »Sie ist da.«

Nadine deutete ein Nicken an. »Ich weiß, mein Junge. Tu mir nur einen Gefallen und bleib ruhig.«

»Was soll ich denn machen? Ich bin gefesselt.«

Bisher hatte Nadine Berger die Ansprache dieser Person ignoriert.

Erst jetzt drehte sie sich auf der Stelle langsam herum. In ihrem Gesicht rührte sich nichts. Sie wußte, daß sie verloren hatte, aber sie wollte es auch nicht zeigen.

Beide schauten sich an.

Nadine bleich, aber gefaßt.

Morgana Layton voller Haß und mit raubtierhaft funkelnden Augen. Sie sprach auch. »Darauf habe ich gewartet, Nadine Berger, genau darauf. Dies ist der Augenblick der Abrechnung.«

»Du meinst der meines Todes!«

»Ja, Nadine, du mußt sterben. Du bist mir oft genug in die Quere gekommen. Du hast versucht, die Magie und die Pläne der Wölfe zu unterlaufen, und dafür mußt du sterben. Wer nicht für uns ist, der ist gegen uns. Du hast dich als Wölfin einfach zu stark an die Menschen gewendet, als uns deinen Bonus zu geben. Dein Pech, Nadine und auch dein Pech, daß du ein zu großes Wissen besitzt. Fenris und ich haben beschlossen, dich zu vernichten.«

»Damit habe ich gerechnet.«

Morgana nickte. »Und du hast keine Sicherheiten eingebaut, Nadine?«

»Nein.«

Sie freute sich, wie glatt ihr die Lüge über die Lippen gedrungen war. Selbst Morgana nahm sie ihr ab. »Ja, meine Liebe, es ging dir um Johnny.«

»Natürlich.«

»Es war schon immer ein Fehler, zu menschlich zu denken. So etwas kann einfach nicht gutgehen. Man ist zu angreifbar.«

»Ich brauche keine Belehrungen, Morgana. Du hast mich, so war es abgemacht, und ich will, daß du dein Versprechen einlöst.«

Sie tat erstaunt. »Welches Versprechen denn?«

»Laß den Jungen frei!«

Für einen Moment rechnete Nadine damit, daß Morgana Layton auf diese Bedingung eingehen würde, weil sie dazu keinen Kommentar abgab. Dann aber zuckten ihre Lippen, bevor sie sie öffnete und aus dem Oval ein kaltes Lachen drang.

»Du wirst es nicht halten, dein Versprechen?« rief Nadine Berger in das Lachen hinein.

Es brach ab. Die Layton schüttelte den Kopf. »Nein, ich kann mich nicht daran erinnern, dir jemals etwas versprochen zu haben. Ich werde es nicht halten. Ich werde euch beide töten. Zuerst dich, dann den Jungen, der kaum noch ein Kind ist. Deshalb kann Johnny Conolly auch zuschauen, wie ich dich umbringe.«

Nadine hatte mit vielem gerechnet, aber nicht mit dieser direkten Brutalität. Sie stand für die Dauer einiger Sekunden bewegungslos auf der Stelle. In ihrem Kopf rotierten die Gedanken. Sie wußte auch nicht, was sie dagegen hätte halten sollen.

»Nun, Nadine?«

»Ich hätte es mir denken können, Morgana. Du siehst zwar jetzt aus wie ein Mensch, aber du bist keiner mehr. Das weiß ich genau, verdammt genau, sogar.«

»Ich fühle mich als Wölfin. Sinclair hat mich vor Jahren im Schwarzwald leben lassen. Einer seiner großen Fehler. Jetzt schreite ich zur Abrechnung. Ich hole euch der Reihe nach. Zuerst dich, dann Johnny, danach all die anderen.«

In den folgenden Sekunden ging sie daran, dieses Versprechen in die Tat umzusetzen.

Die Magie der Werwölfe erlaubt die klassische Verwandlung nur in der Nacht und beim fahlen Schein des Vollmonds. Das mochte auf Morgana auch zutreffen, aber sie, der besondere Schützling des Götterwolfs, besaß die Gabe, sich auch am Tage verändern zu können.

Das bewies sie.

Morgana Layton schüttelte ihre Arme, als wollte sie diese geschmeidig machen. Dabei blieben auch ihre Finger nicht still, sie bogen sich zusammen, streckten sich sehr schnell, und Nadine kam es so vor, als wären sie länger geworden.

Zumindest hatten sie sich verändert, denn aus den Nägeln waren lange, etwas nach innen gebogene Krallen geworden mit messerscharfen Spitzen, die, wurden sie kräftig genug geschlagen, große Fleischwunden reißen konnten.

Auch über ihr Gesicht lief ein Schatten, dort veränderte sich nicht viel, es blieb nur düster.

Nadine richtete ihre Blicke gegen die Hände ihrer Gegnerin. Die dunkle Haut blieb, nur wußte sie genau, daß es keine Haut war, sondern ein sehr dünnes Fell, mehr ein Flaum, der nur so aussah wie eine zweite Haut.

An den Handgelenken hatte die Verwandlung gestoppt. Sie waren weiterhin normal.

»Ich bin bereit!« erklärte Morgana Layton.

»Dann kommt!«

Johnny hatte bisher nichts gesagt.

Jetzt griff er ein. »Nadine, bitte, tu es nicht. Sie wird dich töten. Sie wird dich zerfetzen. Sie wird dich blutig…«

Johnny verschluckte die restlichen Worte. Er hätte am liebsten die Augen geschlossen, das wiederum schaffte er auch nicht. So bekam er genau mit, wie sich Morgana mit langen, pantherhaften Sätzen vorwarf und Nadine Berger mit wenigen Schlägen zerreißen wollte…

***

Ich hatte die Arme noch zu hoch gehalten und plötzlich das Gefühl, als wären sie gebrochen worden.

Wer immer die verdammte Kofferraumhaube nach unten geschlagen hatte, er besaß verdammt viel Kraft und brauchte keinerlei Rücksicht zu nehmen.

Wie lang eine Sekunde werden konnte, bekam ich in dieser Lage mit, als die Schmerzen durch meine Hände tosten und ich darüber nachdachte, ob der andere den Deckel geschlossen lassen und sich mit dem einen Treffer zufrieden geben würde.

Er tat es nicht!

Plötzlich riß er ihn ganz auf. Licht strömte in den Wagen, es blieb allerdings auch im Hintergrund, damit sich davor die Gestalt deutlich abzeichnen konnte.

Es war eine Bestie!

Gewaltig, riesig, versehen mit einem mörderischen Maul, aus dem Reißzähne hervorschauten wie Messer. Ein Werwolf, wie es ihn nur einmal gab.

Rotglühende Augen, ein blauschwarzes Fell, eine geballte Ladung an Tod und Grauen.

Fenris, der Götterwolf!

Er starrte in den Kofferraum, ich schaute ihm entgegen und wußte nicht, wer von uns beiden mehr überrascht war.

Jedenfalls konnte ich unmöglich in dieser Lage bleiben. Der nächste Treffer würde mich fertigmachen.

Obgleich meine Gelenke unter der unbequemen Lage gelitten hatten, wagte ich es.

Ich hatte die Beine leicht angewinkelt, drehte mich und schnellte sie vor.

Fenris hatte etwas ungünstig gestanden, zu weit nach vorn gebeugt, eine Hand noch auf den Haubenrand gelegt.

Beide Füße erwischten ihn voll. Der linke traf seine Schnauze, die ich ihm am liebsten plattgetreten hätte, der rechte Fuß malträtierte seine Brust.

Diesem überraschenden Stoß hatte er nichts entgegenzusetzen. Er flog zurück wie eine Figur, der sämtliches Leben genommen war, und krachte in ein Gebüsch, das den schweren Körper nicht auffangen konnte. Den stoppte erst ein Baumstamm.

Dies wiederum gab mir die Gelegenheit, den Kofferraum zu verlassen, und ich stürmte wie ein Kastenteufel aus ihm hervor.

Mit ihm hatte ich nicht mehr gerechnet, obwohl ich es mir eigentlich hätte denken können, denn Morgana Layton war ein besonderer Günstling des Götterwolfs.

Wie lange würde er mir Zeit lassen, mich zu erholen? Mit den Füßen hatte ich ihn mir vom Leib halten können, mit den Händen würde es schwerer werden. Sie und meine Unterarme hatten den harten Druck der Haube zu spüren bekommen und waren in Mitleidenschaft gezogen worden. Ich konnte sie längst nicht so bewegen, wie ich es gern getan hätte. Selbst das Halten meiner Silberkugel-Beretta würde ein Problem werden.

Ich zerrte sie mit beiden Händen hervor und stand dabei noch dicht am Fahrzeug.

Fenris hatte sich wieder erholt. Er stand lauernd da, starrte in meine Richtung, die Augen leuchteten in einem widerlichen Rot.

Dann richtete er sich auf!

Als ich das sah, bekam ich Herzklopfen. Verdammt, die Bestie wurde immer größer, sie schien zu einem regelrechten Turm anwachsen zu wollen und erreichte fast meine doppelte Größe.

Kam ich gegen ihn an?

Als ich die Beretta mit beiden Händen herumschwenkte und schießen wollte, schleuderte er mir einen schweren Ast entgegen. Die letzten Stürme lagen noch nicht lange zurück. Ich wußte, wie schwer Äste sein konnten.

Blitzschnell sprang ich zur Seite, schoß trotzdem, fehlte wegen der überhasteten Bewegung und hörte, wie der Ast gegen den Wagen hämmerte und über das Dach schrammte.

Dann kam Fenris.

Im Zickzack sprang er auf mich zu, stieß sich plötzlich ab und hechtete flach über den Boden.

Mein nächster Schuß donnerte auf. Ich traf auch, aber ich traf den Gegenstand, den auch Fenris noch erwischte.

Meinen Wagen.

Die Silberkugel tat dem Rover nichts, im Gegensatz zum Angriff des Götterwolfs. Der war so hart und mächtig, daß der Rover zur Seite gekippt und gleichzeitig in die Höhe gedrückt wurde.

Er rollte dann förmlich auf mich zu.

Ich rannte zurück und sah aus dem linken Augenwinkel einen Schatten heranjagen.

Einen Wagen – Bills Porsche!

***

Nadine Berger war den schweren Weg gegangen, um das Leben des Jungen zu retten. Daran dachte sie, als Morgana Layton angriff, und sie wollte auf keinen Fall, daß sie an den Jungen herankam.

Blitzschnell bückte sie sich. Vom letzten Sturm lagen noch zahlreiche Äste und Zweige am Boden. Auch standen einige Bäume schief, andere waren gesplittert und hatten ebenfalls ihre »Arme« verloren.

Einen derartig handlichen Ast bekam Nadine zu packen. Er war kurz und schwer.

Mit beiden Händen hielt sie ihn fest, lief Morgana entgegen und drosch zu.

Sie erwischte den Schädel, den Morgana nicht schnell genug zur Seite drehen konnte. Sie hatte sich voll und ganz auf ihre Krallen konzentriert, nicht auf den Kopf.

Nadine hörte es klatschen, als der Ast das menschliche Gesicht traf und dabei die Haut aufschrammte. Die Layton geriet ins Stolpern, verfing sich mit einem Fuß in irgendeiner Baumwurzel und landete auf dem Boden.

Sofort hatte sich Nadine gedreht, ausgeholt und ließ den Ast mit

voller Wucht niedersausen.

Diesmal traf er die Schädelplatte der Wölfin, wo er auch zersplitterte.

Morgana Layton fuhr wieder hoch. Obwohl sie ihr menschliches Gesicht zeigte, schäumte gelblich-weißer Geifer vor ihren Lippen.

Sie steckte voller Haß und dem Willen, Nadine zu vernichten.

Die lief einige Schritte zurück, während Johnny sie anfeuerte. Nur hatte Nadine damit gerechnet, Morgana niederschlagen zu können, das war ihr nicht gelungen. Diese Person konnte mehr einstecken als nur ein Mensch.

Morgana Layton, die Mischung zwischen Mensch und Wölfin, schüttelte den Kopf. »So nicht!« keuchte sie, »nein, so bekommst du mich nicht. Das kann ich dir versprechen.« Für einen Moment schaute sie wie gedankenversunken auf ihre Krallen, an denen noch kein Tropfen Blut schimmerte, was sie wahrscheinlich bedauerte.

Nadine hatte sich vor Johnny gestellt, der ihr den Rücken zudrehte. Sie hörte sein heftiges Atmen, er wand sich, zerrte an seinen Stahlfesseln und riß nur die Haut an den Gelenken auf.

»So nicht, Johnny!«

»Ich will frei sein!«

»Das schaffen wir auch!«

Morgana, die zugehört hatte, konnte nur lachen. »Den nächsten Angriff überstehst du nicht«, versprach sie und fixierte ihre Gegnerin aus den kalten Augen.

Da fiel ein Schuß!

Beide schraken zusammen, selbst Johnny hielt den Atem an. Auch er hatte gehört, daß die Waffe nicht allzu weit entfernt aufgepeitscht war.

Die Frage stand auf Morganas Gesicht geschrieben. Ohne daß die Wölfin sie ausgesprochen hätte, bekam sie von Nadine eine Antwort. »Es war der Klang einer Beretta, John Sinclair.«

Morgana gab keine Antwort. Wieder fiel ein Schuß, und plötzlich hörten sie ein krachendes Geräusch, als wäre Metall zerschlagen worden, bevor es dumpf irgendwo gegenprallte.

Das war zuviel für Morgana Layton. Sie tat genau das, was auch Nadine gern getan hätte, nur mußte sie bei Johnny Conolly zurückbleiben, als sein Schutzengel.

Die Layton rannte weg. Sie schlug die Richtung ein, aus der der Schuß geklungen war.

»Ist das wirklich Onkel John?« rief der Junge.

Nadine antwortete, ohne ihn anzublicken. »Das hoffe ich doch sehr…«

***

Ich hatte den Porsche zwar registriert, konnte mich aber nicht um

ihn kümmern, der von Fenris voll erwischte Rover rutschte schlingernd auf mich zu und hätte mich zu Boden gestoßen und unter sich begraben, wenn ich nicht mit einem gewaltigen Sprung in ein Gebüsch die berühmte Kurve genommen hätte.

Ich krachte hinein, die Zweige bogen sich unter meinem Gewicht.

Die Hände schmerzten ebenso wie die Unterarme, ich war in dieser Lage für einen Moment hilflos und bekam zunächst nur akustisch mit, was sich hinter meinem Rücken abspielte.

Eine Waffe hämmerte.

Dem Klang nach mußte es eine Beretta sein. Suko schoß. Er saß neben Bill und feuerte aus dem offenen Seitenfenster gegen den verfluchten Götterwolf.

Bill konnte nicht mehr viel weiter fahren. Er mußte den Porsche abbremsen.

Noch zwei Schüsse jagte Suko aus dem Lauf, er traf auch, wobei das geweihte Silber den Götterwolf hätte von den Beinen reißen müssen, was nicht passierte.

Irgendwo hinter ihm hatte das geweihte Silber einige Blätter zerfetzt, auch Baumstämme erwischt, und Suko sah den Grund in dem Augenblick, als der Porsche stand.

Der Götterwolf hatte sich zu einem Schatten verändert. Er war nicht mehr als ein Schattenbild, längst nicht mehr dreidimensional und deshalb nicht zu packen.

Wachsbleich hockte Sheila geduckt im Fond. Die beiden Männer stiegen aus, sie krochen ebenfalls aus dem Wagen und sahen eine weitere Person erscheinen.

Mit gewaltigen Schritten stürmte Morgana Layton durch das wilde Gelände. Sie hechtete über einen querliegenden Baum hinweg und hätte beinahe mich erwischt, als ich mich aufrichtete.

Dann war sie vorbei. Ich drehte mich, sah ihren Rücken und brüllte Suko zu, endlich zu feuern, weil ich meine Waffe wegen der in Mitleidenschaft gezogenen Hände nicht festhalten konnte.

»Das geht nicht. Sie ist leer.«

Verdammt, und er hatte noch nicht nachgeladen.

Bill Conolly startete. Er aber hatte seine Beretta in der Eile nicht eingesteckt und wollte Morgana Layton mit bloßen Händen angehen.

»Nicht, Bill!« brüllte ich.

Er hörte nicht, war in Rage und schnitt Morgana den Weg ab. Erst jetzt sah er die Krallen. Eine davon erschien dicht vor seinem Gesicht und stieß zu wie eine Ramme.

Bill duckte sich.

Sein Glück, so wurden nur seine Haare erwischt und ein Teil der Kopfhaut, wobei es Bill vorkam, als hätte ein Friseurlehrling mit einem Rasiermesser an einer Glatze geübt.

Morgana Layton ließ sich nicht aufhalten. Sie dachte nicht mehr daran, die Menschen zu töten. Auch Suko war zu langsam. Bevor er seinen Stab hätte einsetzen können, war der Vorsprung der Morgana Layton schon zu groß geworden.

Und noch jemand griff ein.

Der Götterwolf bewegte sich tatsächlich so schnell und zuckend wie ein Schatten.

Mit unseren Blicken konnten wir ihm folgen, nicht mit Schritten oder Bewegungen.

Er jagte auf den Abgrund des Steinbruchs zu und gleichzeitig in die Höhe.

Gestreckt schoß er dem Himmel entgegen. Blauschwarz malte er sich im Grau des Tages ab. Dann zuckte seine Pranke vor – und sie griff eisern zu.

Es war Morgana Layton, die er sich geholt hatte und mit seiner unwahrscheinlichen Kraft festhielt.

Gemeinsam jagten sie dem grauen Himmel entgegen, einem Dimensionstor zu, das uns unbekannt war. Aber so etwas hatten wir schon einmal erlebt. Wichtig war nur, daß Nadine und Johnny noch lebten.

Keiner von uns wußte, ob wir rechtzeitig genug gekommen waren.

Keiner traute sich, eine Bemerkung zu machen.

Es war Sheila, die ihren Sohn zuerst sah, weil sie vorgelaufen war.

Und sie schrie seinen Namen wie einen Jubelruf in den Wald hinein…

***

Wir hatten Johnny befreien können, weil Sukos schmaler Schlüssel zum Schloß paßte.

Johnny war seiner Mutter in die Arme gesunken, danach hatte er alle anderen begrüßt und sich dann gegen Nadine geworfen, als wollte er sie nicht mehr loslassen.

Sie hatte viel getan, ihn beschützt, nicht nur als Wölfin, denn deren Körper lag neben dem Baum wie hingegossen.

Nicht nur ich starrte ihn an, und verdammt noch mal, uns allen schlich doch die Wehmut ins Herz.

»Das ist jetzt vorbei«, sagte Bill, während er mit den Augen zwinkerte. »Eigentlich müßte ich mich ja darüber freuen, doch ihr werdet es nicht glauben, ich hatte mich, verflixt noch mal, an Nadine als Wölfin gewöhnt.«

»Ich aber nicht«, sprach sie dagegen, denn sie hatte Bills Bemerkung gehört. »Du glaubst nicht, wie lange ich auf diese Chance gewartet habe. Es war für mich nicht schön.«

»Das verstehen wir.«

Natürlich lagen uns zahlreiche Fragen auf der Zunge. Keiner traute sich, sie zu stellen, denn alle behandelten das Thema Nadine Berger und wie es mit ihr wohl weitergehen würde.

Sie schaute zum Himmel. Dort zeichnete sich nichts ab, außer dem Teppich aus Wolken.

»Sie werden wiederkommen«, murmelte Nadine, »davon bin ich überzeugt.«

»Und dann?« fragte ich.

Sie hob die Schultern. »Weiß ich nicht, ob ich noch einmal soviel Glück haben werde wie jetzt. Ich weiß überhaupt nicht, was ich tun soll. Am besten wird es sein, wenn ich London verlasse.« Nur ich hatte ihre Worte gehört.

Ihr Blick verriet mir, daß sie auf eine Antwort wartete. Die bekam sie nicht. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Jedes Wort kam mir irgendwie falsch vor.

»Würde es dir denn wenigstens etwas leid tun, John?«

Ich verzog die Lippen. »Etwas viel sogar…« Danach ging ich zum leicht beschädigten Rover, um Sir James zu informieren …

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 624 »Der Schädel des Riesen«